Zeugnisse alter Zweisprachigkeit im Glarnerland

Autor(en): **Zopfi, F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **12 (1951-1952)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-13514

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Zeugnisse alter Zweisprachigkeit im Glarnerland

Vorbemerkung: Die nachstehenden Ausführungen decken sich inhaltlich bis Seite 310 mit dem Vortrag, den ich am 12. Dezember 1951 in der Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur in Zürich gehalten habe. Der ganze Anmerkungsteil sowie die Erörterungen im Text ab Seite 311 über die semantische Seite meiner Etymologie von *Meur* wurden nachträglich für die Drucklegung beigefügt. Die abschließenden Worte des Vortrages sind weggelassen worden. – Die Studie ist herausgewachsen aus der siedlungsgeschichtlichen Problemstellung meiner Untersuchung über *Die Namen der glarnerischen Gemeinden* (*Jb. d. histor. Vereins Glarus, 50*, p. 1–100, Glarus 1941), deren Ergebnisse hier vorausgesetzt werden[1]. Herrn Prof. J. Jud bin ich zu aufrichtigem Dank verpflichtet, daß er dem Aufsatz in der *Vox Romanica* Gastrecht gewährt hat.

Die kleine Arbeit sei nun – am Vorabend der 600-Jahr-Feier der Zugehörigkeit des Landes Glarus zum Bunde der Eidgenossen – meinen glarnerischen Mitlandleuten im Heimattal und in der Fremde als bescheidene Festgabe gewidmet.

Langnau (Bern), den 2. Juni 1952. *F. Zopfi.*

Die Sprachgeschichte des obern Linthgebietes, in dem heute alemannische Mundarten gesprochen werden, dessen südliche Gebirgsketten aber immer noch einen Teil der allgemeinen deutsch-romanischen Sprachgrenze in Europa bilden, ist durch einen zweimaligen Sprachwechsel seiner Bewohner im Verlaufe des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung gekennzeichnet. Wenn auch keine Archivalien darüber etwas melden und die Bodenfunde spärlich sind, so besitzen wir dafür in den Orts- und Flurnamen dieses Raumes, aber auch in einer Anzahl vorger-

[1] Rezension durch K. Huber in *VRom. 6*, 233–242.

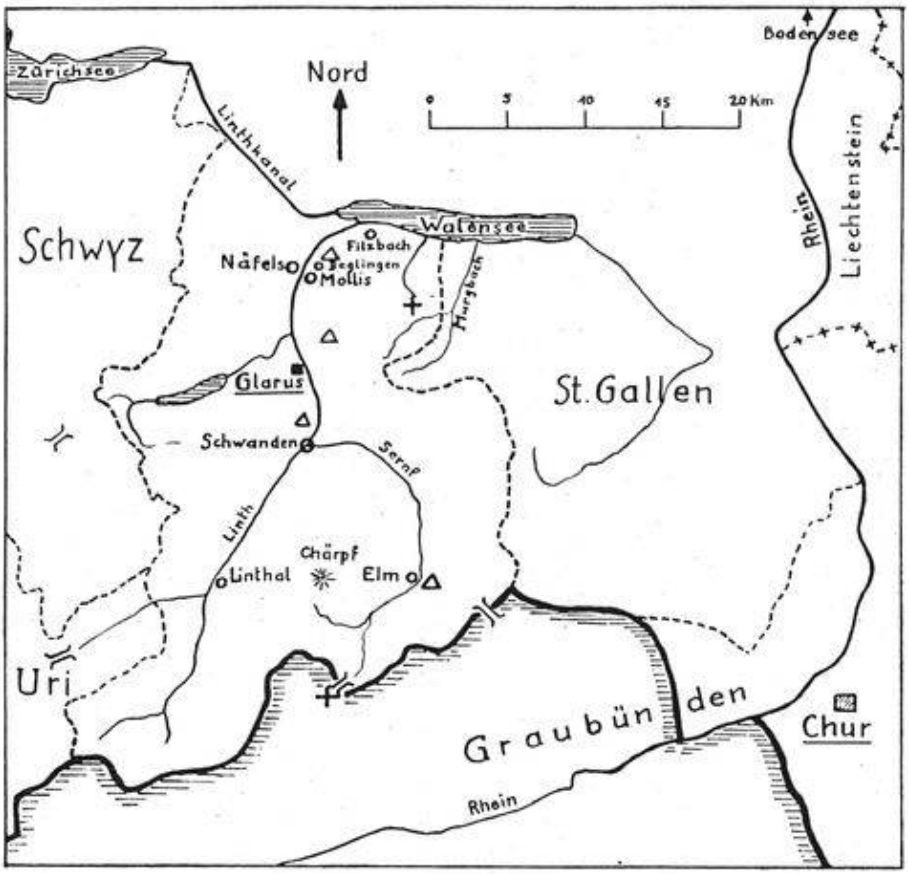
manischer Reliktwörter, die sich in der Umgangssprache zum Teil bis heute erhalten haben, untrügliche Zeugnisse dafür. Mit ihrer Hilfe lassen sich drei sprachliche Epochen klar unterscheiden, die sich auch im glarnerischen Kleinraum, wie in andern Gebieten der heutigen Schweiz, abgelöst haben müssen: eine vorrömische, die vor allem durch gallische Relikte in Fluß- und Bachnamen, aber auch in einigen Geländebezeichnungen gesichert wird[1], sodann ein (räto-)romanisches Zeitalter, das nach einem runden halben Jahrtausend romanisch-deutscher Zweisprachigkeit innerhalb der Glarnertäler spätestens im 11. Jahrhundert mit dem endgültigen Sieg der alemannisch-deutschen Sprache zu Ende ging. Die Siedlungskontinuität seit Beginn unserer Zeitrechnung ist als solche durch die Tatsache der sich im Namenschatz gleichsam sedimentartig oder wie archäologische Kulturschichten überlagernden drei Sprachen gesichert. Die wissenschaftliche Erforschung der historischen Hintergründe, der Chronologie und zahlloser Einzelvorgänge des doppelten Sprachwechsels aber steckt noch in den Anfängen. Dies gilt insbesondere vom Vorgang der Romanisierung[2], während sich für die alemannische Landnahme durch die sprachgeschichtliche Analyse erhaltener vordeutscher Orts- und Flurnamen, welche Merkmale der hochdeutschen Lautverschiebung aufweisen, die sprachgeographische Einordnung der lebenden Mundarten sowie historische Erwägungen und Rückschlüsse immerhin ein paar konkrete und wesentliche Anhaltspunkte gewinnen ließen.

Vor zehn Jahren habe ich im Schlußteil meiner Monographie über «Die Namen der glarnerischen Gemeinden» erstmals eine Zusammenfassung der aus dem Namenmaterial vorläufig abzuleitenden siedlungs- und sprachgeschichtlichen Erkenntnisse zu geben versucht und diese in späteren kleineren Untersuchungen

---

[1] Cf. Zopfi im *Jahrbuch d. histor. Vereins Glarus* (= *JHVGl.*), *49* (1938), p. XXI s. und N 1, ferner: *Die Namen d. glarn. Gemeinden*, Sachregister, sodann J. Jud, *VRom. 8*, 102 s.

[2] Fest scheint zu stehen, daß das ausgestorbene Romanisch im Glarnerland, wortgeographisch betrachtet, identisch war mit dem heute noch lebenden Bündnerromanisch; cf. J. Jud, *VRom. 8*, 107 s., ferner Zopfi, *JHVGl. 50*, 12 ss. und N 4.



Diese Übersichtskarte zeigt die Lage des Kantons Glarus seitlich der schon in römischer Zeit benützten Route von Zürich via Zürichsee–Walensee nach Chur, wo die rätischen Italienpässe ihren nördlichen Ausgangspunkt hatten. Die dick ausgezogene, durch Schraffen verstärkte Linie stellt die heutige deutsch-rätoromanische Sprachgrenze dar. – Die kleinen Dreiecke bezeichnen die geographische Lage der vier glarnerischen *Meur*-Komplexe, die beiden Kreuze fixieren die *Meerenalp* im Quellgebiet des in den Walensee abfließenden Meerenbaches und die unmittelbar südwestlich der Panixerpaßhöhe gelegene Alp *Meer* (cf. hierzu unten p. 297ss.). Eingetragen sind ferner die in der Arbeit häufig genannten Ortschaften.

ergänzt oder präzisiert. Der damals entwickelten Hauptthese, daß die Germanisierung des vorher durchgehend romanisierten Gebietes in zwei Einwanderungswellen erfolgt sein müsse: einer frühen im 6. Jahrhundert, die alemannische Neusiedler vor allem ins Groß- und Kleintal sowie auf den Kerenzerberg führte,

und einer späteren, vom obern Zürichsee her, nachdem inzwischen bis zum 10. Jahrhundert auch die March und das Gaster gänzlich entromanisiert worden waren, ist – soviel ich sehe – in der wissenschaftlichen Kritik nirgends grundsätzlich widersprochen worden. Kontrovers ist einzig, und muß es wohl vorläufig bleiben, die geographische Herkunft der ersten alemannischen Siedler auf Glarnerboden. Auch meine Annahme einer vom 6. bis zum Beginn des 11. Jahrhunderts dauernden zweisprachigen Epoche scheint sich in der wissenschaftlichen Literatur gegenüber den ältern, auf Grund eines sehr lückenhaften, ja zufälligen Materials aufgestellten Thesen P. C. Plantas und A. Bachmanns[1] durchgesetzt zu haben. Neuerdings hat Rudolf Trüb in seiner ganz ausgezeichneten Arbeit über die «Sprachlandschaft Walensee-Seeztal» das sehr verwickelte und bisher einer historischen Deutung widerstrebende Problem der *e*-Laute im Glarnerland mit Hilfe meiner These über den doppelten alemannischen Besiedlungsvorgang zu entwirren versucht, wobei sich – wenn auch vorerst nur im Sinne einer Hypothese – eine ansprechende Deutung des sonst rätselhaften sprachgeographischen Befundes ergibt.[2]

Das mehrere Jahrhunderte dauernde Nebeneinanderbestehen romanischer und alemannischer Siedlungen im frühmittelalterlichen Glarnerland mußte zu mannigfachen persönlichen Beziehungen und damit gegenseitiger Beeinflussung der beiden Sprachen führen. Orts- und Sachbezeichnungen wanderten hinüber und herüber. Die zugewanderten Alemannen übernahmen z. B. von den Einheimischen mit der Alpwirtschaft auch einen Teil der dazugehörenden Terminologie, während die Romanen, wie noch zu zeigen sein wird, ihrerseits germanische Ausdrücke – kennzeichnenderweise aus den Begriffsfeldern «Rodung» und «Grenze» – in ihren Wortschatz übernommen zu haben scheinen. Wie eng die gegenseitigen Beziehungen der beiden Volksgruppen mit der Zeit geworden sein müssen, mögen zunächst ein paar unmittelbar benachbarte Geländebezeichnungen belegen, in denen der gleiche

---

[1] Planta, Peter Conradin v., *Das alte Rätien*, 1872, p. 234; Albert Bachmann im *Geogr. Lexikon der Schweiz* V, 62.

[2] R. Trüb, *Die Sprachlandschaft Walensee-Seeztal, Beiträge z. schwzd. Mundartf.*, Bd. III (1951), p. 107 ss.

Tatbestand sowohl in einer romanischen als in einer deutschen Version beschrieben wird, wobei der deutsche Ausdruck offensichtlich die Übersetzung des älteren romanischen ist. So verglichen die glarnerischen Rätoromanen den großen Trichter zwischen den Sockeln des Vorderglärnisch und des Vrenelisgärtli, dessen eine Seite heute die Alp Guppen bedeckt, mit einem Napf (rätorom. *coppa, cupp*); der steinigere Teil des Gehänges aber heißt *Siene* f. (= Seihtrichter), was den Geländebefund mit einem ebenso anschaulichen alemannischen Synonym wiedergibt[1]. Am Rande des von der Guppenrunse unterhalb des Trichters durchflossenen ausgedehnten Schuttkegels, auf dem die Siedlungen Schwändi, Thon[2] und zu unterst Schwanden sowie mehrere Liegenschaften Rüti liegen, finden wir den einzigen romanischen Rodungsnamen, der im Glarner Hinterland nachzuweisen ist: *ráŋkəlæ* f., 1350 als *Ronggellun* bezeugt, eine Ableitung von lat. RUNCARE (vgl. dazu *Rongellen* vor der Via Mala). Offenbar hatten die Romanen den im Bereiche des Wildwassers liegenden großen Schuttkegel noch gemieden, dessen Kultivierung dann die alemannischen Neusiedler mit Erfolg durchführten. – Alemannische Übersetzung eines älteren, keltoromanischen Namens liegt auch vor in der Bezeichnung *i̯ də bömmərœ* < (*in den*) *bödemern* (zu mhd. *bodem*) für Wildheuplätze beim «Bunigel» unter dem Matzlenstock in den Freibergen. *Bunigel*, in der glarnerischen Toponomastik dreimal nachweisbar, dürfte auf roman. *BUNNICULO 'Bödeli' zurückzuführen sein, dessen Stammwort BUNDĀ 'Boden' gallischen Ursprungs ist[3]. Wenn eine schöne Weide der Sernftaleralp Kühboden «im Bunigel» heißt, so spiegelt sich darin vermutlich ebenfalls eine mehr als 1000 Jahre alte Überlieferung.

Besonders reizvolle und aufschlußreiche Einblicke in die enge romanisch-germanische Symbiose, die vor der ersten Jahrtausendwende südlich des Walensees geherrscht haben muß, gewähren Orts- oder Sachbezeichnungen, die offenkundig weder

---

[1] Cf. FREHNER, *Die schweizerdeutsche Älplersprache*, p. 37; *SchwId.* *7*, 591.

[2] Anf. 14. Jahrhundert «in dem Tan», zu mhd. *tan* n.; cf. Verf., *JHVGl. 50*, 46.

[3] Cf. *REW*, 1392; *FEW 1*, 626 s.

romanischen noch vorromanischen Ursprungs sind, deren Lautgestalt aber auch der Einordnung in den germanischen Wortschatz einige Schwierigkeiten bereitet. Im folgenden sei, auf Grund eingehender Kenntnis der regionalen Verhältnisse, der Versuch unternommen, an zwei Ortsbezeichnungen nachzuweisen, daß ihre jetzige Lautgestalt durch einen Unterbruch der «lautgesetzlichen» eigensprachlichen Entwicklung in der Epoche der romanisch-deutschen Zweisprachigkeit bedingt ist. Die lautliche und bedeutungsgeschichtliche Analyse dieser Namen dürfte, wenn auch nicht durchwegs zu endgültigen Ergebnissen, so doch zu vertiefter Einsicht in die Probleme führen, die sich nicht nur im Glarnerland, sondern überall in der ehemaligen *Helvetia romana*[1] der wissenschaftlichen Namenforschung stellen.

Der erste dieser merkwürdigen Namen haftet an einer in der Glarnergeschichte mit besonderer Ehrfurcht genannten Stätte: es ist die Rauti westlich oberhalb Näfels, von wo aus am 9. April 1388 die Glarner nach dem schweren Rückschlag an der Letzi ihren zum Siege führenden Gegenangriff auslösten: «die fyent... wurden von den vnseren bestanden vnd angriffen by *der Routti* vnd mit hilf des erbarmhertzigen gottes siglos», lesen wir in der aus dem 15. Jahrhundert stammenden ältesten Fassung des sog. Fahrtsbriefes[2]. In der Talebene nordöstlich der Rauti und unmittelbar nördlich des Dorfes Näfels liegt das Rautifeld, schon 1414 als *Routifeld* bezeugt. Die *Routiner*huobe (so Anf. 14. Jahrhundert) der Säckingerzeit scheint in jener Gegend lokalisiert zu sein. Sekundär ist von hier aus der markante Rautispitz (2286 m) benannt worden, an dessen Westseite die Rautialp, schon 1413 *vff Routi*, gelegen ist.

In diesem *Rauti* haben wir offenbar ein recht altes alemannisches Reliktwort vor uns, ein mit der Ablautstufe *au* (2. Ablautsreihe) gebildetes Synonym zu dem in der oberdeutschen Toponomastik ungleich häufigeren Rüti, das auf altobd. *RIUTÎ f. aus älterem *REUTÎ beruht. Rüti und seine Zusammensetzungen stellen wohl die stärkste Gruppe der alemannischen Rodungs-

---

[1] Zu diesem Begriff cf. J. JUD, *VRom. 8*, 37.

[2] Cf. FRIEDA GALLATI in «*Glarner Nachrichten*» (v. 2. April 1940).

namen in der Schweiz. Vermutlich hat auch altes *RAUTÎ da und dort in Orts- und Flurnamen noch Spuren hinterlassen, doch sind diese mit Sicherheit nicht mehr nachzuweisen. Denn das germ. *au* wurde ja im Alemannischen vor dentalen Konsonanten (also auch vor *d, t*) bereits im Laufe des 8. Jahrhunderts zu *ô* kontrahiert (Vgl. Braune, *Ahd. Grammatik*, § 45): altes *RAUTÎ ist somit schließlich lautgesetzlich zu **röti* geworden mit Umlaut des *ô* durch das *i* in der zweiten Silbe. Da «Röti» auch als *î*-Abstraktum zum Adjektiv rot (Farbe) aufgefaßt werden konnte, vermochte es seine ursprüngliche Bedeutung im appellativen Wortschatz nicht zu bewahren und Rüti behauptete allein das Feld. Ob etymologisch umstrittene *ON* wie die beiden bernischen Röthenbach im Emmental und Oberaargau auf vorahd. *RAUTÎ beruhen, ist wegen des Fehlens genügend alter Belege nicht zu entscheiden[1].

Bei den Romanen galt das erwähnte alemannische Lautgesetz selbstverständlich nicht. Wenn die Bezeichnung «Rauti» für eine Rodung vor etwa 750[2] von der in Näfels damals wohnenden romanischen Bevölkerung gehört und als Sachbezeichnung in ihre Sprache übernommen wurde, dann blieb das Wort der «gesetzmäßigen» alemannischen Lautentwicklung hinfort entzogen und konnte, die Entromanisierung überdauernd, in der archaischen Form als Flurname erhalten bleiben. Auf analoge Weise ist nach vollzogener Entromanisierung ein Schub romanischer Reliktwörter in die alemannischen Glarner Mundarten gelangt[3].

Wo aber ist die alemannische Ansiedlung zu suchen, aus deren Sprache durch nachbarlichen Verkehr *Rauti* in so früher Zeit übernommen werden konnte? Es kann nur das Dörfchen *Kirchenzen* (so Anf. 14. Jahrhundert) gewesen sein, das an der östli-

[1] Röthenbach i. E. ist 1275 als *Rötebach* belegt, 1320, 1323, 1328 und 1357 *Rötenbach* in lat. Urkunden; in deutschen Urkunden von 1323 bis 1372 dreizehnmal *Rötenbach* und dreimal *Rötembach*. – Röthenbach bei Herzogenbuchsee erscheint in lat. Urkunden als *Rottenbach* (1224), *Rötenbach* (1261/63) und *Rotebach* (1276). Nach freundl. Mitteilung von Herrn C. Lerch, Assistent am Staatsarchiv Bern.

[2] Cf. BRAUNE, *Ahd. Gramm.*, § 45, N 1 und 2.

[3] Cf. TRÜB, *op. cit.*, p. 228 ss.; Verf., *JHVGl. 49*, p. XXI s.

chen Talseite in einer geschützten Geländeeinbuchtung schräg gegenüber Näfels lag, wie dieses unweit hinter der Stelle, wo die das ganze Tal sperrende spätrömische Letzimauer an den Talhang stieß. Noch um 1300 war Kirchenzen ein eigener kleiner Tagwen; heute ist es im «Hinterdorf» von Mollis aufgegangen, das bis zu Beginn unseres Jahrhunderts, wie Jost Winteler bezeugt, in der Molliser Mundart noch «Chircheze» genannt wurde[1], später dann «Chireze». Das Alter dieser Alemannensiedlung ist aus dem Konsonantismus ihres ursprünglich vordeutschen Namens zu erschließen, der die Merkmale der hochdeutschen Lautverschiebung zeigt. Die etymologische Deutung von «Kerenzen» ist bisher vor allem im Hinblick auf die seit 1230 belegte Bezeichnung «Kirchinze» für die Terrassenlandschaft des sog. Kerenzerberges versucht worden, wobei sich indessen Kontroversen ergaben, die noch nicht beigelegt sind. Jost Winteler, der Pionier der schweizerischen Mundartforschung, der später die Existenz einer spätrömischen Landverbindung südlich des Walensees nachweisen wollte, vermutete eine *(VIA) CIRCINATA als Grundlage von «Kirchinze», sein Kritiker Hafter dachte an eine «REGIO CIRCINATA»[2], eine den Winden ausgesetzte Gegend («Allenwinden»), welche Etymologie aber bedeutungsgeschichtlich kaum haltbar ist und sachlich für «Chircheze» bei Mollis ganz außer Betracht fällt. J. U. Hubschmied dachte an CIRCĀTIŌNĒS «Kehren» (*VRom. 3*, 77), doch lassen sich die ältesten Belege mit inlautendem *-n-*, wie P. Aebischer wohl richtig hervorgehoben hat[3], damit nicht gut in Einklang bringen. Alle erwähnten Autoren aber sind sich darüber einig, auch Hafter, daß «Kerenzen» vordeutsch ist und die Lautverschiebung mitgemacht hat. Neuerdings hat Aebischer darauf hingewiesen, daß das als Grundlage zu erschließende *CIRCINATA in Flurnamen der Westschweiz in der Tat zahlreiche Spuren hinterlassen habe, wo es als *Cergnat*, *Cerniat* usw. bezeugt ist, und zwar in Bedeutungen, wie «lieu défriché dans une

---

[1] Cf. J. WINTELER, *Über einen römischen Landweg am Walensee III* (Aarau 1900), p. 28 ss., bes. p. 30, N 4.

[2] Cf. *JHVGl. 30* (1895), 36 s.

[3] PAUL AEBISCHER, *Näfels = chantiers navals, Zeitschrift f. schweiz. Geschichte 1949*, p. 384.

forêt», «essart»[1]. W. von Wartburg leitet diese Bedeutung von der Form des gerodeten Bodens ab[2], woraus Aebischer den Schluß ziehen möchte, daß *CIRCINATA bereits mit der Bedeutung 'Rodung' in die Sprache der alpinen *Helvetia romana* gelangt sei. Die von Aebischer vorgeschlagene Etymologie leuchtet sprachlich und sachlich ein und ist wohl auch deshalb den ältern Deutungsversuchen vorzuziehen, weil der Nachweis einer ausgebauten römischen Route über den Kerenzerberg bisher nicht fraglos gelungen ist[3].

Wesentlich in unserem Zusammenhang ist, daß alle bisher vorgeschlagenen Etymologien wegen der Verschiebung des anlautenden und inlautenden *-k-* und des *-t-* nach Vokal voraussetzen, daß «Chirchenze» schon zu Beginn des 6. Jahrhunderts ins Alemannische gelangt sein muß. Beim Namen des späteren Dörfchens nördlich Mollis kann die Entlehnung nur an Ort und Stelle erfolgt sein. – Der oberhalb «Chircheze» gelegene Weiler Beglingen, der 1289 als *Peglingen* bezeugt ist, scheint mit der Talsiedlung insofern im Zusammenhang zu stehen, als in diesem Namen die einzige echte *-ingen*-Bildung des Glarner Unterlandes und Walenseegebietes, die auf einem altgermanischen Personennamen beruht, vorliegt. (*Begilo* ist ein Diminutiv zu *Bago*, einer Kurzform zum zweigliedrigen Vollnamen *Bagulf*; vgl. ahd. *bâgan* 'streiten'). Bemerkenswert ist die Lage von Beglingen direkt südlich der Bergletzi, welche dort den Durchgang nach dem Kerenzerberg sperrte.

---

[1] AEBISCHER, *loc. cit.*, p. 384.

[2] *FEW 2*, 699 s.: *circinare* 'runden'. Man denke aber auch an das viel nähere *Cercene* in Chur, SCHORTA, *VRom. 6*, 34; *Tschierlschen* bei Chur, R. v. PLANTA, *Bündn. Monatsblatt 1931*, 113; das Verb *šerčiná* 'levare a una pianta un cerchio di corteccia', SGANZINI, *Festschr. Jud*, 733 (in Sonogno, Val Verzasca), die Ortsnamen CIRCINATA in Zentralladinien, BATTISTI, *Diz. Top. ates. V*, 2a, p. 80. (Hinweise von Prof. Jud.)

[3] Zu der von W. v. WARTBURG und AEBISCHER vermuteten begrifflichen Entwicklung von *CIRCINATA sei hier noch auf den im Schweizerdeutschen so häufigen *FN Bifang* mit der allgemeinen Bedeutung 'abgegrenztes Landstück' verwiesen, eine Ableitung von *bifangen* 'einhagen', eig. 'umfangen, umzirkeln'. *Bifang* ist ein alemannisches Synonym von rom. **circinata*. Cf. zur Bedeutung *SchwId. 1*, 856 s.

Ich habe seinerzeit die Hypothese gewagt – ein schlüssiger Beweis ist angesichts des vollständigen Mangels anderer urkundlicher Belege als des Zeugnisses der Orts- und Flurnamen nicht möglich –, daß die so überraschend frühen alemannischen Ansiedlungen im Bereiche des spätrömischen Festungssystems am Westende des Walensees in Zusammenhang stehen könnten mit der Ansiedlung jener Alemannen, die um das Jahr 505 nach einem mißglückten Aufstandsversuch gegen die fränkische Oberherrschaft geflohen waren und u. a. in den nördlichen Grenzzonen der Rätia I, die damals zum ravennatischen Reiche Theoderichs gehörten, Aufnahme fanden[1]. Daß wir mitten in einem nach Ausweis der Orts- und Flurnamen bis gegen die erste Jahrtausendwende noch von einer romanischen Bevölkerung bewohnten Gebiet, und zwar genau an der für die Verteidigung der Talsperre von Näfels kritischsten Stelle, zwei so alte alemannische Siedlungen antreffen, ist in diesem Zusammenhang mindestens sehr auffällig. Beglingen beherrschte nicht nur die Bergletzi, sondern lag auch an der wichtigen Stelle, wo ein Seitenpfad vom Hauptweg durch den Britterwald abzweigte, um über die Britterbergterrasse, gleichsam ein Stockwerk höher, ebenfalls nach Filzbach und ins rätische Hinterland zu führen[2]. Auch der Landschaftsname Kerenzen liegt über dem Südufer des Walensees inselhaft in einer durch fast ausschließlich romanische Ortschaftsnamen gekennzeichneten Umwelt. Nun berichtet Ennodius, daß die Ansiedlung von Alemannen in den Grenzgebieten des Ostgotenreiches «sine detrimento Romanae possessionis» erfolgt sei[3]: man wies also den Flüchtlingen offenbar unbenütztes Land oder Ödland an. Zu dieser Praxis würde die Tatsache gut passen, daß die unmittelbar südlich von «Chircheze» gelegene Siedlung *Mullis* MOLLIA 'Sumpfland', wenn man das Fehlen des Umlautes von U > *ü* für diese Datierung verwerten darf, wohl noch bis ins 10. Jahrhundert als romanische Dorfgemeinschaft weiterbestand. Das setzt ein friedliches Zusammenleben von Deutsch und Welsch in engster Nachbarschaft voraus, wie es auch die Übernahme des Begriffes «Rauti»

[1] Cf. Verf. im *JHVGl. 50*, p. 81 ss.
[2] Cf. J. WINTELER, *Über einen römischen Landweg III*, p. 36 s.
[3] Panegyricus auf Theoderich, *Monum. Germ. Auct. ant. VII*, p. 212.

durch die Romanen von Näfels bezeugt und wie wir es ähnlich in heutigen sprachlichen Grenzzonen der Schweiz antreffen.

In der alten Bezeichnung «Rauti» für einen Teil des Dorfes *Näfels* sehe ich das entscheidende Argument für die Stützung meiner von P. Aebischer in der Zeitschrift für schweizerische Geschichte mit so großem gelehrtem Aufwand bestrittenen Deutung dieses Namens als *NAVĀLIA(S) < NOVALIA(S) = 'Rütenen'[1]. J. U. Hubschmied hat mich durch seine kürzlich in der *Schweiz. Zeitschrift für Geschichte*[2] publizierte Entgegnung auf den Artikel Aebischers der Aufgabe enthoben, hier nochmals im einzelnen auf dessen begrifflich unhaltbare Etymologie (*Näfels* = NĀVĀLIA 'Schiffswerft') einzutreten. Als Ergänzung sei hier einzig beigefügt, daß dem Begriffsfeld der Rodung – was Aebischer scheinbar übersehen hat – auch der Name der zu Näfels gehörenden und ganzjährig bewohnten Berggüter auf *Näfleten nǽflætæ* zugeordnet werden muß, die rund 650 m über der Talsohle am Ostende der Näfelser Berge oberhalb eines Waldes liegen. Denn zugrunde liegt diesem Namen zweifellos rom. *NAVALIETTA 'Kleinrüti' aus älterem *NOVALETTA, einer mit dem Diminutivsuffix *-etta* gebildeten Ableitung von NOVĀLE «Rüti». Daß hier oben einmal ein Werkplatz romanischer Bootbauer bestanden haben könnte, ist völlig undenkbar! – Noch ein Wort zur Entwicklung des Vortonvokals in *novāle*. Schwächung zu *a* ist auch in mehreren andern glarnerischen Flurnamen romanischen Ursprungs nachzuweisen: so in dem eingangs erwähnten *Ranggelen* aus älterem *Ronggellen* zu lat. RUNCARE; ferner im Elmer Alpnamen *Gamperdun* (Anf. 14. Jahrhundert Gampradunne, 1597: Gamperdun, Gamperdon) aus *Gampradund < CAMPU ROTUNDU; sodann im Namen der über einem tief in den weichen Flysch eingefressenen Tobel gelegenen Elmeralp *Ramin* (Anf. 14. Jahrhundert: Ramminne, 1580: Raminn), den ich auf älteres **ravin(a)* aus **ruvina* 'Wildbach' (zu lat. RUĪNA 'Einsturz, Trümmer') zurückführe[3]. Zur

---

[1] *Loc. cit.*, p. 378–386.

[2] J. U. HUBSCHMIED, *Der Name Näfels* (*Schweiz. Zs. f. Geschichte 1951*), p. 291–293 und *VRom. 12*, 357.

[3] Cf. it. *rovina*, schweizerdeutsch *rüfi*, *rufi*, *SchwId. 6*, 673 s.; A. SCHORTA, *Clubführer Albula*, p. 571 s.

vorausgesetzten Entwicklung **ravina* > *ramin* verweise ich auf surselv. *camona* < *CAMANNA 'Hütte': tessin. *cavanna* < lat. CAPANNA. – Die Etymologie Näfels = *NAVĀLIA(S) < NOVALIA(S) 'Neubruch', 'Rütenen' ist also im glarnerischen Sprachgebiet nicht nur begrifflich, sondern auch lautlich einwandfrei.

* * *

Die angesichts Rauti und Kerenzen / *Chircheze* an konkreten Einzelfällen faßbar gewordene romanisch-alemannische Symbiose vor der ersten Jahrtausendwende eröffnet nun wohl auch eine Deutungsmöglichkeit für den seltsamen und, soweit ich sehe, ausschließlich im Glarnerland zu belegenden Ausdruck *Meur* f. Das *SchwId.* verzeichnet in *4*, 375 den Plural *Meuren* «von mehreren gemeinsam benützte Viehweide», wozu dann in Spalte 896s. des gleichen Bandes ein Erklärungsversuch geboten wird, der aber, wie ich nun zeigen möchte, unhaltbar ist. Denn Hiatusdiphthongierung darf in einem bodenständigen Glarnerwort auf keinen Fall angenommen werden; diese ist weder in der lebenden Mundart noch in der älteren Sprache, wie sie etwa lokale, mundartlich gefärbte Urkunden in Bruchstücken überliefern, nachzuweisen. Auch in «(Ziger-) *Bäuer*», das vom Idiotikon als Stütze seiner Etymologie von «Meuren» beigezogen wird, darf nicht mit Hiatusdiphthongierung gerechnet werden.

Das Wort «Bäuer» m.n. stellt freilich ein nicht leicht zu lösendes lautliches Problem, von dem hier in Form eines Exkurses zunächst kurz die Rede sein muß. Seit etwa einem Menschenalter ist die Sache auf den glarnerischen Ziegeralpen nicht mehr im Gebrauch, weil die Milchverbände die wohl noch aus der Urzeit der Alpwirtschaft stammende Einrichtung im Interesse der Qualitätsförderung des darin hergestellten Produkts abgeschätzt hatten. Die «Bäuer» waren faßartige Behälter von etwa 1 bis 1,5 m Durchmesser und bis zu 2 Metern Höhe, deren Wand aus der in einem Stück von einer großen Tanne abgeschälten Rinde bestand. Dieser Rindenzylinder wurde mit dünnem, zähem Wurzelwerk «zusammengenäht», zuweilen auch noch mit Bändern aus Wurzeln umgeben. In diesem Gehäuse machte der Rohzieger seine Gärung durch. Später kamen für den gleichen Zweck hölzerne,

mit Löchern versehene Fässer und noch später viereckige, kastenartige Bretterverschläge auf, die als «Zigerkhalt» o. ä. bezeichnet werden. Wie aus den 1946–1947 vom Explorator des «Sprachatlasses der deutschen Schweiz» im Glarnerland gemachten Erhebungen hervorgeht[1], haben sämtliche Gewährsmänner, die sich noch an die Sache erinnerten, diese mit «Bäuer» (die feineren Unterschiede der Lautung brauchen wir hier nicht zu berücksichtigen) bezeichnet. Eigene Erhebungen bestätigen, daß in neuerer Zeit ausschließlich Formen mit dem Diphthong bekannt sind.

Dieser Befund entspricht nun aber nicht dem älteren Zustand. Im ersten, 1806 abgeschlossenen Band seines immer noch unentbehrlichen «Versuchs eines Schweizerischen Idiotikons» verzeichnet F. J. Stalder auf p. 245 «das Bür, Bürr» in der speziellen glarnerischen Bedeutung des Ziegerbehälters. In der handschriftlichen Neubearbeitung von 1832 (cf. *SchwId. 4*, 1530) schreibt Stalder genauer «Bühr, Bürr», so daß wir also eine monophthongische Doppelform, mit Länge und Kürze, nebeneinander in Betracht zu ziehen haben. Der glarnerische Gewährsmann Stalders war Pfr. Joh. Rud. Steinmüller, der erste Fachmann der alpwirtschaftlichen Terminologie seiner Zeit[2]. Ein weiterer, ebenfalls sehr gewichtiger Zeuge bestätigt die Angabe Stalders. Dr. Oswald Heer, der nachmals weltbekannte Professor der Naturgeschichte in Zürich, der seine Jugendzeit im Pfarrhaus von Matt im Sernftal ver-

[1] Mit Bewilligung von Herrn Prof. Hotzenköcherle ist mir das einschlägige Material durch Dr. R. Trüb in Abschrift zur Verfügung gestellt worden, wofür auch an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen sei.

[2] Steinmüller, der 1773 in Glarus als Sproß einer bekannten Schulmeisterfamilie geboren und dort aufgewachsen war, wurde 1794 als Pfarrer nach Mühlehorn gewählt und wirkte von 1796 bis 1799 in gleicher Eigenschaft in Obstalden auf dem Kerenzerberg. Später lebte er in Gais und Rheineck. In den Jahren 1802 und 1804 veröffentlichte Steinmüller in zwei Bänden seine *Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirtschaft*, wovon der erste Band (Winterthur 1802) sich mit den glarnerischen Verhältnissen befaßt. Er gab von 1806–1809 auch eine Zeitschrift *Alpina* heraus. Seine Publikationen bilden eine wichtige und sehr zuverlässige Quelle der bodenständigen alpwirtschaftlichen Terminologie.

lebt hatte, steuerte 1846 zum VII. Band des *Historisch-geographisch-statistischen Gemäldes der Schweiz* (Der Kanton Glarus) u. a. eine umfassende Darstellung der glarnerischen Alpwirtschaft bei. Da lesen wir in der Beschreibung der damaligen Sennhütte und ihres Inventars (p. 421): «In einer Ecke steht der Ankenkübel (Butterfaß), in einer andern der große Ziegerbürr, in welchem der Zieger aufbewahrt wird.» Es kann also kaum bestritten werden, daß noch vor 100 Jahren in der Glarner Mundart «Bäuer» nicht geläufig war. Etymologisch ist *bū̄r* m. eine *ja*-Ableitung zu ahd. *būr* m. 'Haus, Kammer, Verschlag'. Die durch Stalder, bzw. Steinmüller und Oswald Heer für die ältere Glarner Mundart ebenfalls gesicherte Lautung «Bürr», mit Kürze, bei Stalder sächlich, ist eine für das Alemannische typische Nebenform. Im Oberdeutschen konnte vor folgendem *j* ein Konsonant auch verdoppelt werden, wenn ihm ein langer Vokal vorausging, germ. *(GA-) BŪRJA also zu *BŪRRI werden, später, mit Umlaut, zu *biurr(e)*, unter Kürzung des Stammvokals durch das ursprünglich geminierte nachfolgende *r*[1]. Die Bedeutung hat sich offenbar von «Behausung, Hütte» über «Vorratshaus, Speicher» zu «Gefäß für die Aufbewahrung des Rohziegers» immer mehr spezialisiert. – Das altobd. Wort **bur(r)i* steckt, als Dativ der Mehrzahl, auch im altertümlichen glarnerischen Gehöftenamen *Rodgastes Bürron* (um 1300) «bei den Hütten des Ruodogast». So hieß wahrscheinlich ein Berggut in der Gegend oberhalb Mollis oder Beglingen[2].

Wie ist nun aber die neuere Lautung «Bäuer» zu erklären, da doch Hiatusdiphthongierung im Glarnerland nicht in Frage kommt? Sollte diese Lautung im Laufe der letzten 100 Jahre aus

---

[1] Cf. hierzu BRAUNE, *Ahd. Gramm.*, § 96, N 1 und den *ON* «Bürron» (unten). Zur Bildungsweise WILMANNS, *Deutsche Grammatik II*, p. 241 ss.; zum Neutrum auch ahd. *gibirgi:* glarn. *pi̯rg* n.

[2] Cf. *UGl. 3*, 78. Genauere Lokalisierung ist nicht mehr möglich. Für den altertümlichen *PN* bringt FÖRSTEMANN (*1*, 901) nur zwei Belege: *Hruadgast;* ahd. **hruod* 'Ruhm, Ehre'. Im Glarnerland war der Name im 14. Jahrhundert zum Familiennamen geworden: Volrich *Rodegast* erscheint 1321 als Inhaber eines Pfandgutes im Unterland, cf. *UGl. 1*, 154 s. Er oder seine Vorfahren dürften Besitzer des im Text erwähnten Berggutes gewesen sein.

dem benachbarten St. Galler Oberland, das die Hiatusdiphthongierung kennt (die Grenze verläuft heute in süd-nördlicher Richtung zwischen Mühlehorn und Murg und zwischen Betlis und Quinten)[1] und wo «Bäuer» noch heute von Oberterzen bis Flums voll lebendig ist[2], durch Alpknechte in die glarnerische Älplersprache eingedrungen sein? Nur eine besondere Untersuchung könnte das abklären. Angesichts des spurlosen Verschwindens der belegten glarnerischen Formen mit Monophthong innerhalb eines Jahrhunderts glaube ich nicht recht an diese Möglichkeit. Daß in Weißtannen «Bäuer» heute als «glarnerischer Ausdruck» empfunden wird, spricht auch nicht dafür[3]. Ich vermute daher vorläufig, daß «Bäuer» im Glarnerland im Laufe des 19. Jahrhunderts aus der Kanzleisprache in die Mundart gelangt sei. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts beobachtet man in handschriftlichen und gedruckten Protokollen und gesetzlichen Erlassen die Neigung, mundartliche Anklänge jeder Art, besonders in Ausdrücken, die als «provinziell» empfunden wurden, zu tilgen und überall die neuhochdeutschen Diphthonge zu setzen. Der Trieb, «gutes Deutsch» zu schreiben, war scheinbar übermächtig, und so begann man selbst altheimische Orts- und Familiennamen zu «verbessern»: man schrieb und druckte «Reuti» statt Rüti, «Steußi» statt Stüßi, und nicht selten wurde der Zwielaut auch falsch gesetzt, so in «Braungraben» für älteres Brunngraben, in «Braunwald» für Brunwald aus älterem Brunnwald usw. So konnte wohl auch gesprochenes *bũr* in der Schreibstube zu «Bäuer» werden, indem man das etymologisch unverständliche Wort nach dem Paradigma Bauer 'rusticus' (mundartlich *pũr*), Feuer (*fũr*) umformte, also aus einem alten *bũr* ein neumodisches «Bäuer» fabrizierte. Da die Sache immer wieder zu allerlei Verordnungen und Verboten Anlaß gab, die sich an den kleinen Kreis der Ziegersennen richteten, der alte Spezialausdruck zudem in der Sprache der breiten Bevölkerungskreise, die sich der mächtig aufkommenden Industrie zuwandten, keinen Rückhalt mehr hatte, ist es wohl denkbar, daß die so gewichtig tönende kanzleisprachliche

[1] Cf. Trüb, *op. cit.*, p. 31 ss. und brieflich.
[2] Trüb, *op. cit.*, p. 185 s.
[3] Trüb, *op. cit.*, p. 224, N 4.

Form allmählich den mundartlichen Ausdruck zu verdrängen vermochte. Der Vorgang, in dessen einzelne Etappen ich keine Einsicht besitze, bleibt eigenartig. Soviel aber dürfte feststehen: «Bäuer» taugt nicht als Stütze der vom Idiotikon vorausgesetzten Hiatusdiphthongierung in «Meur».

Als Grundlage aller künftigen Erörterungen über «Meur» sind zunächst alle erreichbaren alten und jüngern Belege zu sammeln und begrifflich und lautlich zu sichten, denn das Idiotikon ließ seinerzeit noch bedeutende Lücken offen. Das «Alte Landsbuch» von Glarus, ein Pergament-Kodex, der die älteste Gesetzessammlung der Glarner enthält[1], legt 1545 als Beschluß von Ammann und Rat fest:

(121) *Wie man eim schuldig halben Zun zegeben.*
Item wo In vnserem Land es sy In berg oder In thal, zwen oder mer mitt Iro gůtter an einanderen stoßen, die söllen ein anderen Halben zun geben, anderst dan *was von alterhar Meüren sind*, oder wo vrtheilen Brieff vnd sigel darwider wären, söllen by krefften bliben. Welcher dan sich von sölchen alten *meüren* abgesundert hatt, der soll dan gegent sinem anstößer zünes pflicht thůn wie anzeigt mitt halbem zun, vnd allwyl sölche *meür* nütt vff ein eintzigen kompt, also das noch zwen In sölcher *Meür* vberblybend, die mögen mitt einanderen stößen vnd *meüren* one zünes pflicht. (Bl. XXIX A)

Vier Jahre später werden zwei weitere Verordnungen erlassen:

(143) *Von vßzügen vnd grabens wegen.*
Im Jar nach Christi geburt zelt, tusend fünfhundert viertzig vnd nün Jar hatt ein Aman vnd gantzer Rath erkent vnd Landsrecht gmacht, welcher In vnserem Land sin wißen oder Rieth[2], die *In*

---

[1] Original im Landesarchiv Glarus, veröffentlicht und eingeleitet von Dr. J. J. Blumer in der *Zeitschrift f. schweiz. Recht, 5*, 121–202; *6*, 3–76 (Rechtsquellen), Basel 1856/57. Die drei Verordnungen tragen dort, vom Herausgeber eingesetzt, die Nummern 121 (p. 177), 143 und 144 (p. 184/185). Im Text zitiere ich nach der Originalhandschrift (LB = Landsbuch).

[2] Die Gleichsetzung von 'Wiese' mit 'Riet' und der ganze sachliche Zusammenhang von Nr. 143 und 144 deuten darauf hin, daß *wise* im ältern Glarnerischen 'feuchtes, sumpfiges Gelände' bezeichnete, also einer ursprünglichen Bedeutung noch nahestand: cf. anord. *veisa* 'stehendes Gewässer, Tümpel', ags. *wās* 'Feuchtigkeit',

Meüren gelegen, ingraben vnd sünderen wil, dem sol der anstossend den dritten stich helffen gen, vnd wan dan dieselbigen anstösser Ir wißen ouch Ingrübind, als dan söllen sy all ein anderen, die anstossig vnd Ingraben haben, halben graben und costen geben. (Bl. XXXII B)

(144) *Aber ein Articel.*

Wo dan die rechten vßzüg gräben sind vnd sin söllen, da sol Jeder der daran stoßt mitt sinen wißen, es syen gsünderte stuck oder *In der meür* gelegen, halben stich vnd vßzug geben. (Ebenda.)

Als 1807 das Landsbuch neu redigiert und erstmals im Druck herausgegeben wurde, blieben die beiden Artikel von 1549 in Kraft; sie wurden auch in die nachfolgenden Ausgaben, zuletzt 1861 in das glarnerische Sachenrecht (§ 158), übernommen. In späteren Gesetzestexten ist davon nicht mehr die Rede. Uns ist die Sprachgestalt wichtig, die sich mit der vollständigen Übertragung der alten Texte ins Neuhochdeutsche im Laufe des 19. Jahrhunderts ergab.

LB 1807 schreibt: «Wer... seine Wiesen oder Rieth, die *in Maůren* (will sagen gemeinsamer Atzung) gelegen, eingraben und sǒndern will...»; «...Wiesen, es seyen gesǒnderte Stück oder *in der Maůer* gelegen...» (Das LB des Kantons Glarus, Glarus 1807, § 165, p. 96.)

LB 1835: «...Wiesen oder Rieth, die *in Mäuern* (will sagen gemeinsamer Atzung) gelegen...; ...gesönderte Stück, oder *in der Mäuer* gelegen...» (§ 165, p. 98).

LB 1852: «...Wiesen oder Rieth, die *in Mäuern* (d. h. gemeinsamer Atzung) gelegen...» (§ 157, p. 43. Der zweite Abschnitt ist vollkommen neu gefaßt und enthält das Wort «Mäuer» nicht mehr.)

LB 1861: gleicher Text wie 1852.

Die in einer Klammer seit 1807 beigefügte Erklärung «will sagen gemeinsame Atzung» zeigt wohl, daß schon damals für den Begriff «Meur» nicht mehr allgemeines Verständnis vorausgesetzt werden konnte. Immerhin scheint die Institution noch bis über

---

die, mit anderer Ablautstufe, zur gleichen Wurzel gehören. Die Heuwiese heißt altglarn. *mat* f. oder *mād* n., wie zahlreiche Urkundenstellen und heutige Flurnamen beweisen: erst in neuerer Zeit ist dieses Wort als Appellativ durch 'Wiese' verdrängt worden; cf. hierzu *JHVGl. 50*, 58 s. und N 2 mit weiteren Hinweisen. Die Realprobe ergibt bei *wīs* f. in den heutigen Flurnamen (nicht häufig) meistens noch die ältere Bedeutung.

die Mitte des Jahrhunderts hinaus an bestimmten Stellen des Landes Glarus bestanden zu haben (vgl. die weiter unten zusammengestellten Flurnamen). 1874 bezeugt dann ein junger Glarner Historiker anläßlich einer Aufzählung angeblicher «sprachlicher Überbleibsel aus rätischer Zeit» ausdrücklich, daß das Wort «*Meurä*, eine von mehreren gemeinsam benutzte Viehweide», damals «entweder gar nicht mehr oder doch selten gebraucht» werde[1]. Daß das Appellativ nicht mehr geläufig war, geht schon daraus hervor, daß dieser Gewährsmann den unzweifelhaften Plural «*Meurä*» als Singular auffaßt.

Unter den Flurnamen erscheint der Typus heute an vier Stellen des Kantons Glarus:

a) der größte erhaltene *Meur*-Komplex befindet sich im Berggütergelände NE oberhalb Beglingen, am alten, über Brittern nach Filzbach führenden Pfad (Gebiet der Gemeinde Mollis). Auf durchschnittlich 800 m Höhe liegen da, nach dem kantonalen Grundbuch, als Sondereigentum 3 Güter *Mäurli*, 1 Gut *Mäuerli*, 2 Güter *Mäuer* und die vordere und hintere *Koretmäuer* (*xórəpmæ̆ə̆r:* 1. Glied?, ob mhd. *kornat* m., *kornt*?; cf. *Lexer I* 1682). Ferner gehört zu den Berggütern Weltschenbühl (*wæltšəbü̆əl*), Bodenberg, Neurüt, Engi und Binzner (*bi̯ntsnər* m., d. h. 'Ort, wo Binsen wachsen', cf. auch *SchwId. 4*, 1411 s.) noch je ein Stück einer angrenzenden *Mäuer*. Der Grundbuchplan verzeichnet nur die größern Komplexe: Untermäuer, Obermäuer, Mäuerli und Koretmäuer, der Topogr. Atlas der Schweiz, Bl. 252 (1 : 25000), einzig «Mäuern» (Unter-, Ober- und Koretmäuer entsprechend). Die heutigen Besitzverhältnisse spiegeln die fortgeschrittene Auflösung einer ehemals großen Gemeinweide in Privateigentum; möglicherweise lagen in diesem Raum einst sogar zwei größere *Meuren*, eine südwestlich und die andere etwas nordöstlich des Weltschenbühls. Zu jedem der Güter (teilweise Rietboden) gehören noch kleinere Waldbestände, die meistens mit dem geschlossenen Hochwald zusammenhängen. – Als heutige mda. Bezeichnung des ganzen Geländes notierte ich in Filzbach *mæi̯ər*, *mü̆i̯ər* f., in Beglingen *mæü̆ər* f. und *mæü̆ərə* (Pl.); Streiff, in *BSG VIII*, 145, verzeichnet *xorətmöi̯ər* und *möi̯ər*.

b) Mäuer *mæü̆ər*, in einem Kaufbrief des Tagwens Ennenda von 1840 «Mäuer Berg», Berggut mit dazugehörigem Wald unweit des Großberges auf den Ennetbergen, 1300 m hoch (Gemeinde Ennenda).

---

[1] *Alpenpost VI*, 288. Über den Verfasser, J. J. Weber von Netstal, cf. *JHVGl. 8*, 113 ss. (1872) und *UGl. 1*, 564, N; er war damals stud. phil., Schüler des Historikers Hidber in Bern.

c) Mäuer *uf dər mæ̆ɥər/mæ̆ɥər* (so in Mitlödi und Schwändi), magere Wiesen, teilweise von Wald und Gebüsch durchsetzt, oberhalb des Weilers Baldrigen (*baldərgæ*, Baldringen 1628, Baldelingen Anfang 14. Jahrhundert) an der Grenze der Gemeinde Mitlödi gegen Schwändi; cf. «Gut *ob der Meur*», 1626 (*Tagwensbuch Mitlödi*, I 107). Ein Teil des auf 700 m Höhe gelegenen Geländes ist im Besitz einer Korporation von gegenwärtig vier Mitgliedern.

d) Meur *ɥ dər mæ̆ɥir* f., ein Bezirk Wiesland im sogenannten Untertal in Elm, früher Hofstatt mit Wohnhaus, Stall und Garten, im hintern Zipfel der Talebene auf ca. 1000 m Höhe gelegen. Das Elmer Grundbuch, 1850 angelegt, schreibt «Mäuer», gesprochen wurde damals zweifellos, wie heute, einzig *mæ̆ɥir*. So hieß auch die Wirtschaft, die bis zum Bergsturz von 1881 dort stand, «zur Meur», der Besitzer des Hauses zur Zeit der Katastrophe «Meurjoggli»[1].

Das nun m. W. vollständige Material ergibt zunächst sachlich, daß die *Meur* im 16. Jahrhundert, paradox umschrieben, eine Art privater Allmende war. Es bleibe einem Rechtshistoriker überlassen, die Beziehung zu den «eigentlichen» Allmeinden der glarnerischen Tagwen (Bürgergemeinden) abzuklären. Ein Problem liegt hier zweifellos vor: es ist bisher weder von den Juristen, die sich mit dem Tagwen und seinen Einrichtungen befaßten, noch von den Historikern gesehen worden. Ausgeprägte Eigenart der Institution erhellt schon daraus, daß vom Hauptwort, wie die Verordnung von 1545 zeigt, ein besonderes Zeitwort *meuren* 'das Vieh in der *Meur* zur Weide treiben' abgeleitet wurde, wie in analoger Weise *alpnen* von *Alp*. Die erste schriftliche Erwähnung betont sodann, daß solche Gemeinweiden «von alterhar» bestanden hätten. Da in den Dokumenten, welche die Gerichtsherrschaft des Klosters Säckingen über das Glarnerland und seine Grundherrschaft über Teile dieses Gebietes betreffen (Urkunden des 13./14. Jahrhunderts, die Herrschaftsverhältnisse vielleicht seit dem 10. Jahrhundert bestehend), nie davon die Rede ist, könnte

[1] Diese unter den Dorfgenossen von Elm damals gebräuchliche vertraute Bezeichnung (*-joggli* = Koseform von Jakob) ist ein sicheres Zeugnis für die mundartliche Lautung. Cf. die Belege in: *Der Bergsturz von Elm*, Denkschrift von E. Buss und Albert Heim, Zürich 1881, p. 42, 43, 48, 51, 52, ferner auf p. 32 die Karte des damaligen Zerstörungsgebietes. Nirgends erscheint eine zweisilbige Form «Mäuer».

man vermuten, daß die *Meuren* in jener Zeit Urbarisierungsgebiete von Korporationen freier Bauern, die außerhalb des säkkingischen Hofverbandes standen, gewesen wären. Über ihren Ursprung ist damit noch nichts ausgesagt.

Die sprachliche Analyse, der wir uns nun zuwenden, verlangt vorerst eine Erörterung der zum Teil widersprüchlichen Lautungen in den angeführten Belegen. Als Einzahl erweisen die ältesten Zeugnisse eindeutig *meur*, womit die heutige Lautung der konservativen Elmer Mundart übereinstimmt. Aber auch für Mitlödi (Glarner Mittelland) wird diese Form durch den Beleg von 1626 als ursprünglich gesichert, da Güternamen in diesen Tagwensschriften durchaus in mundartlicher Form erscheinen. Bei Beglingen erlaubt die Schreibung des Diminutivs «Mäurli» den Rückschluß auf den einsilbigen Singular. Zu erklären ist der zweisilbige Sg. *Mäuer*, der nicht nur in der Kanzleisprache des 19. Jahrhunderts, sondern auch in den heutigen Lautungen der Flurnamen des Glarner Mittellandes, Unterlandes und von Filzbach auftritt. Die Schreibungen des gedruckten Landsbuches weisen uns den Weg. 1807 erscheint der Zwischenvokal vor *r* erst in der Einzahl; die Mehrzahl lautet noch *Maúren*, aber 1835 ist daraus *Mäuern* geworden. Wenn wir den Wegen der «Kanzleiphilologie», die wir schon anläßlich «Bäuer» am Werk zu sehen glaubten, etwas nachspüren, dann ergibt sich, daß das etymologisch undurchsichtige Wort offenbar als «Nebenform» von «Maur» < MURU gedeutet wurde[1], das in der Schweiz bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts noch meistens den einsilbigen Singular aufweist; als sich dann anfangs des 19. Jahrhunderts «Mauer» durchgesetzt hatte, schrieb man in der Glarner Kanzlei in analoger Weise «Mäuer» für älteres *Meur* und bildete dazu den entsprechenden neuen Plural «Mäuern». Da die Institution mehr und mehr in Abgang kam, das Wort fast nur noch in Rechtshändeln, zu denen ja die alten *Meuren* Anlaß genug geben mochten, eine Rolle spielte, setzte sich, wie die Aussprache der heutigen Flurnamen beweist, auch in der Mundart die neue amtssprachliche

[1] Dazu mochten auch die Steinmauern Anlaß geben, mit denen im Glarnerland viele Liegenschaften, besonders aber die Berggüter, eingehegt und abgegrenzt sind.

Form durch; nur Elm, weit entfernt vom Haupt- und Gerichtsort, behielt die alte Lautung. Dieser Vorgang bildet wohl eine starke Stütze für die auch anläßlich «Bäuer» ausgesprochene Vermutung kanzleisprachlichen Einflusses[1].

Da das *SchwId. 4*, 897 mit Diphthongierung, und zwar aus mhd. *miur(e)*, einer Nebenform von *mūr(e)*, rechnet – im Hiatus einer konstruierten Form mit Sproßvokal: **mū̃-ər* – sei nochmals daran erinnert, daß die ältesten Zeugnisse von 1545 im Alten Landsbuch von Glarus als Einzahl wiederholt «Meur», als Mehrzahl «Meuren» belegen. Es ist völlig ausgeschlossen, daß darin etwa ein früh diphthongiertes Wort der ältern glarnerischen Kanzleisprache vorläge, das sich dann später in der Mundart festgesetzt hätte. Die ersten neuhochdeutschen Diphthonge, auch *eu* < *ū̃*, treten in der Sprache des Alten Landsbuches erst 1629, also rund 84 Jahre später, auf[2]. Der Befund ist eindeutig: Der geschriebene Diphthong des Alten Landsbuches muß einem gesprochenen Diphthong in der Glarner Mundart des frühen 16. Jahrhunderts entsprechen[3].

Davon hat auch die etymologische Deutung des seltsamen Wortes, der wir uns nun endlich zuwenden können, auszugehen. Ein Zusammenhang der glarnerischen *Meur* mit «Mauer» tritt

[1] Zum Eindringen kanzleisprachlicher Formen und entsprechender «widergesetzlicher» Lautungen in die Mundart cf. auch RENWARD BRANDSTETTER, *Prolegomena zu einer urkundl. Gesch. d. Luzerner Mda.*, *Geschichtsfreund 45*, 216 ss.

[2] Nur das Bairische kennt «Meur» als Weiterentwicklung von mhd. *miure;* die neuen Diphthonge sind in diesem Sprachraum ja seit Ende des 13. Jahrhunderts herrschend, auch *äu*, *eu* < *ū̃*, cf. WEINHOLD, *Bair. Gram.*, § 70. Die bei STEINMEYER-SIEVERS, *Ahd. Glossen I* 643, 71 s. verzeichneten diphthongierten Formen von *mûri*, bzw. *mûre* 'paries' gehören durchwegs dem bair. Dialektgebiet an. So *movre* in einer Ezechielglosse des Clm. 6217 (Freising, 13./14. Jahrhundert), *maur* im Clm. 14745 (St. Emmeram, 14. Jahrhundert). Älteres bair. *Meur* f. (das teilweise auch Gen. Dat. Sg. von *maur*, wenn dieses nach der *i*-Dekl. flektiert wird, sein kann, cf. M. HEYNE im *Dt. Wtb. 6*, 1773) ist also von südalem.-glarn. *meur* streng zu scheiden.

[3] Cf. Verf., *Über das Eindringen der neuhochdeutschen Schriftsprache in die altglarnerische Kanzleisprache.* Festgabe für Frieda Gallati, Glarus 1946, 163 ss., bes. p. 165 s.

erst in einer viel tieferen Schicht, die wir nun aufzudecken versuchen, hervor. Lat. MŪRU, von den Germanen als bautechnischer Terminus schon in der römischen Kaiserzeit entlehnt, hat in althochdeutscher Zeit als *mûra* f. (und, seltener, *mûri*) bereits seinen festen Platz im deutschen Wortschatz (vgl. auch M. Heyne, *Das deutsche Wohnungswesen*, p. 84) und war wahrscheinlich schon den ersten alemannischen Kolonisten, die Glarner Boden betraten, als Gattungsname geläufig. Zahlreiche Flurnamen sind damit gebildet worden, da die Güter in den Tal- und Berggebieten vielfach nicht nach altgermanischer Weise durch Holzzäune, sondern mit mehr oder weniger geschickt aufgeführten Trockenmauern umhegt wurden[1]. Ob diese Praxis von der vordeutschen Bevölkerung unmittelbar übernommen worden ist, bleibe dahingestellt. Die an vielen Stellen herabgerollten und allwinterlich wieder herabrollenden oder bei Bodenverbesserungen reichlich zum Vorschein kommenden Steine legten sie jederzeit nahe[2]. Neben dem aus dem Lateinischen stammenden Lehnwort ist aber am Nord- und Nordwestrand der *Germania* – im Altnordischen, Schwedischen, Angelsächsischen, Englischen und Mittelniederländischen – ein damit wohl urverwandter, aber eigensprachlicher Ausdruck

[1] Cf. *Vnder den muren, muren* Anf. 14. Jahrhundert (*UGl. 3*, 78/79), ager *by der langen Mur* 1350 (*UGl. 1*, 204), *vor der mur* zweite Hälfte 15. Jahrhundert (Schwanden), *gut in muren, gut uf der mur, heidmur, Fridmur* 1518 (*Jahrzeitenbuch Linthal*), *die lang mur* 1526 (*Jahrzeitenbuch Matt*) usw.

[2] Südalpiner Einfluß scheint nachzuwirken in jenen «Umzäunungen» in Elm und bei Schwanden (südl. des Thon), die aus in Reihe aufgestellten, etwa 60–70 cm aus dem Boden ragenden schmalen Steinplatten bestehen. Solche Abschrankungen sind aus dem Bergell und dem größten Teil des Tessins, namentlich aus der Leventina, bekannt; cf. die Abbildung bei G. SCHAAD, *Terminologia rurale di Val Bregaglia* (Berner Diss.), p. 34. Die im Bergell *arnél* genannten Steinplatten haben im Glarner Hinterland keinen besondern Namen, die sachliche Gleichartigkeit aber ist so augenscheinlich, daß Schaads Aufnahme ebensogut aus Elm oder Schwanden stammen könnte. Sollte diese solide Art der «Zäunung» einst von glarnerischen «Welschlandfahrern» nach Tessiner Vorbildern, die sie auf ihren Marktfahrten nach *Bellez* (Bellinzona), «*Schibiäschg*» (Giubiasco) und *Lauis* (Lugano) kennenlernten, eingeführt worden sein?

bezeugt, dessen Entsprechungen im Westgermanischen einst weiter verbreitet gewesen sein dürften. Mittelniederländisch *mēre* bedeutete 'Pfahl, Grenzzeichen' und davon ausgehend auch «Grenze» schlechthin, wozu neuengl. *mere* zu vergleichen ist, das ebenfalls eine 'Grenzscheide' bezeichnen kann, sekundär auch ein 'Bord' oder einen 'Rain'. Schon im Angelsächsischen bedeutete *mǣre* 'boundary, limit, confine, border', *in vicos* wird übersetzt *in mǣrum*, da die Gehöfte eingezäunt waren. Mit anord. *landa – mǣri* wird die 'Grenze', bzw. das 'Grenzland' bezeichnet[1]. Die Bedeutungsentwicklung des germanischen Wortes scheint weitgehend derjenigen von lat. *finis* zu entsprechen, dessen ältere, konkrete Bedeutung ebenfalls 'Grenzstein, Grenzpfahl' war. – Als gemeinsame Grundlage der erwähnten germanischen Ausdrücke aus dem Begriffsfeld 'Grenze' ist ein urgerm. *MAIRJA- zu erschließen, wohl schon mit den Bedeutungen '(Grenz-)Pfahl, Grenzzeichen, Grenze', davon abgeleitet 'Gemarkung'. Würde urgerm. *MAIRJA- auch im Althochdeutschen weiterleben, dann hätte sich daraus **mēre* (im Altalemannischen vielleicht **mērre*) entwickeln müssen. Die Wörterbücher verzeichnen nichts Einschlägiges. Ich vermute aber, daß ahd. **mēre* im Namen zweier durch ihre Grenzlage bemerkenswerter Alpen des Glarnerlandes weiterlebt.

Unmittelbar jenseits der Paßhöhe des heutigen Panixerpasses liegt die Alp *Meer*, in der Elmer Mundart *mēr*, 1560 im Glarner Ratsprotokoll als «alp mer» bezeugt. Die hochgelegene Ochsen- und Schafalp gehört heute zum rätoromanischen Gemeindegebiet von Pigniu (Panix), befand sich aber noch im 16. Jahrhundert in Elmer Privatbesitz[2]. Einige deutsche Weidenamen, wie Hexenegg, Kreuzegg, Roßboden, Schönenboden (zum Teil auf der angrenzenden Alp Ranasca) sind Zeugen früherer Besitzverhältnisse,

[1] Cf. FALK-TORP, *Norw.-Dän. Etym. Wtb. I*, 622 und 708 unter *Mei;* KLUGE-GÖTZE, *Etym. Wtb. d. deutschen Sprache*[11], p. 381 unter Mauer; BOSWORTH-TOLLER, *Anglo-Saxon Dictionary*, Oxford 1882, p. 660 (*in mære Judéana* 'in fines Judaeae'); VERDAM, *Middel-Nederl. Hand-Woordenb.*, p. 356: *mere*, **meere* 'Paal, schandpaal'.

[2] Cf. Protokoll des Gemeinen Rates von Glarus vom 11. März 1560 (Landesarchiv Glarus). Damaliger Besitzer der Alp Meer war «Jochim Ellmer» in Elm.

die um so auffälliger sind, als sonst an allen andern wichtigern glarnerischen Paßübergängen, so am Klausen und Pragel, die territorialen Verhältnisse genau umgekehrt liegen, indem die Grenzen seit alter Zeit diesseits der glarnerischen Wasserscheide verlaufen. Von der fast 600 m tiefer gelegenen Panixer Alp ist «Meer» durch hohe Felsmauern und Steilhänge getrennt; der Zugang von Elm her bietet keine besondern Schwierigkeiten. Die Alp scheint ihren Namen einst als 'Grenzmark' der alemannischen Elmer am sehr alten Wege nach der Surselva mit seinen Fortsetzungen einerseits über Valserberg–Bernhardin und anderseits über den Lukmanier nach Italien empfangen zu haben. Als Realgrund der Benennung spielte möglicherweise auch die markante Felsmauer eine Rolle, welche die Alp Meer gegen das Gebiet von Panix abgrenzt und die der Saumweg seitwärts umgeht. In der Surselva lautet der alte Name des Panixer Passes Veptga (*vẹ́pčа*), auf Ägidius Tschudis Schweizer Karte von 1538 *Wáphen mons*, in der ältern Glarner Mundart aber *Wepfen* m.[1] Die glarnerische Affrikata im Inlaut dieses vorrömischen Namens[2] deutet vielleicht auf Lautverschiebung, diese auf frühe Anwesenheit germanischer Siedler in der Gegend von Elm, wofür der Bergname Chärpf, dem rätorom. *crap* zugrunde liegen wird, die am besten gesicherte sprachliche Stütze bildet[3]. Auch der Bergname *Schabéll* (< lat. SCABELLUM) setzt durch den vollkommenen Schwund des roma-

---

[1] Cf. ZOPFI im *JHVGl. 50*, 60, N 2, bes. p. 73 und N 1.

[2] Cf. J. U. HUBSCHMIED, *VRom. 3*, 107 s.; ZOPFI, *op. cit.*, p. 73, N 1.

[3] Zu Chärpf cf. ZOPFI, *op. cit.*, p. 72 und N 1. – Meer, in Pigniu heute *mēr* und *mēr sura*, läßt wegen des Fehlens der für das Rätoromanische der Surselva charakteristischen Diphthongierung des *ē* (hierzu unten p. 308 s.), vermuten, daß es dort eine verhältnismäßig junge Entlehnung aus dem Deutschen der benachbarten Elmer Mundart ist. Der Typus tritt sonst in Graubünden nirgends auf: das *Rätische Namenbuch* bietet keinen weitern Beleg (*Mẹ̄r* dort p. 38). Aber auch aus dem Umkreis der *Helvetia alamannica* sind mir keine Namen bekannt, die hier eingereiht werden müßten: «in den *Meeren*» bei Kandersteg wird von Hubschmied einleuchtend auf ahd. MARI, MERI '*Sumpf' zurückgeführt; cf. J. U. HUBSCHMIED, *Frutigen*, p. 40. – Gehören vielleicht der *PN Mereboto* und der *ON Merehusum* bei GRAFF, *Ahd. Sprachschatz*, II, 820/21 zu **mēre*?

nischen Auslautes sowie den Anlaut *š-* (< rom. SK-) wohl recht hohes Alter der örtlichen Entlehnung ins Deutsche voraus[1]. Anderseits hat etwa *Gamperdun* die Lautverschiebung nicht mehr erfahren, und auch das Überleben von «Pleus» *plœ̨ïs*, mit der für das Rätoromanische so charakteristischen Diphthongierung (surselv. *blais*, in Brigels *plǫis*), aus vorrom. *BLĒSE (*Dicz.rum.grisch. 2*, 373 s.) zeigt wohl, daß im hintern Sernftal eine romanisch sprechende Bevölkerung noch längere Zeit in unmittelbarer Nachbarschaft der Alemannen weiter lebte und wirtschaftete. Die Verhältnisse zeigen in manchen Zügen überraschende Ähnlichkeit mit denjenigen am Kerenzerberg. Wenn dort eine alemannische Paßwache zur Zeit Theoderichs vermutet wurde, so läßt sich die Frage kaum unterdrücken, ob nicht auch der «Wepfen», von dessen Paßhöhe aus Augenverbindung mit dem Valserberg besteht, in dieses militärische Sicherungssystem einbezogen war, wodurch die Möglichkeit direkter Signalisierung durch Rauch und Feuer bis ins unmittelbare Vorgelände der Hauptpässe über den Bernhardin und Splügen in einzigartiger Weise gegeben war. Die Frage muß offen bleiben[2].

Auf dem östlichen Kerenzerberg liegt die Meerenalp, *mērə*, 1650 als «Alb Mehren auf Kirenzen» bezeugt. Der hier entspringende Meerenbach mündet bei Mühlehorn in den Walensee, und sein Tobel bildet von den Ausläufern des Mürtschenstockes bis zum See das bedeutendste natürliche Geländehindernis. Der jetzige Alpname scheint ein neuerer Dat. Plural zu älterem «Meer» zu sein. Die heute noch mehrere Stäfel umfassende Alp zerfiel wohl einst in «unter Meer» und «ober Meer» o. ä., worauf dann die Gesamtalp als «Meeren» bezeichnet wurde. Dieser Vorgang kann

---

[1] Cf. hiezu JUD, *VRom. 8*, 91.

[2] In diesem Zusammenhang darf auch der Mitte des 14. Jahrhunderts urkundlich bezeugte Transitverkehr der Abtei Disentis über den «Wepfenpaß» (der Name selber kommt in der betr. Urkunde nicht vor) erwähnt werden, cf. ZOPFI in *JHVGl. 50*, 87, N 1. Am Bündnisvertrag zwischen dem Land Glarus und dem Grauen Bunde vom 24. Mai 1400 hängt auch das Siegel der Leute von «Rinwald», cf. *JHVGl. 1*, 397 ss. Viel ältere transalpine Verkehrstraditionen fanden wohl damals ihren ersten schriftlichen Niederschlag.

bei zwei andern heute pluralischen Alpnamen mit verdunkelter Bedeutung an Hand urkundlicher Belege vom Beginn des 14. Jahrhunderts bis zum 16. Jahrhundert und später im einzelnen verfolgt werden. Es kam sogar vor, daß der für die Bezeichnung der Gesamtalp neu gebildete Plural später wieder mechanisch auch auf die Teile, bzw. die Namen der einzelnen Stäfel übertragen wurde[1]. Die Meerenalp grenzt an ein Seitental des Murgtales. *Murg* f., ein häufiger Bach- und Flußname im ehemals keltischen Gebiet West- und Süddeutschlands, wird von J. U. Hubschmied überzeugend auf gall. *MURGĀ 'Grenze' zurückgeführt[2]. Die Ale-

---

[1] Cf. hierzu die Alpnamen *Oberfrittern* und *Unterfrittern* bei Linthal: Grundlage ist *Fritar* Anf. 14. Jahrhundert (*UGl. 3*, 78), 1518 ist daraus schon *alp ze friteren*, *frittren* geworden (*JzB Linthal;* wohl noch Bezeichnung der Gesamtalp, denn 1545 erscheint noch *Fritter Thürly* 'Gatter am Eingang zum untern Stafel' neben *Alp Fritteren*, Urk. Archiv Linthal), später wurde dann der Plural auch auf die Unterabteilungen, wo er logisch unberechtigt ist, übertragen. In analoger Weise sind die heutigen Sernftaler Alpnamen *Kühfittern* und *Ochsenfittern* entstanden: ursprünglich hieß die große Gesamtalp **Fitter*, cf. *fitterwaldt*, *vitter wald* 1526 (*Jahrzeitbuch Matt*). Dieser Name ist übrigens etymologisch wahrscheinlich mit *Fritter* identisch; das erste *r* kann, nach vorangegangener Metathesis, dissimilatorisch geschwunden sein: **fritter* > **firtter* > *fitter*, cf. H. PAUL, *Prinzipien d. Sprachgeschichte*[5], p. 66 s., ferner WILMANNS, *Dt. Gramm.* I[2], § 159, 2. Zur Bedeutung ist vielleicht auf westschweiz. *le fruit* 'Käse' und *fruitière* 'Käserei' (< *FRUCTĀRIA) hinzuweisen, wozu PIERREHUMBERT, *Dict. du parler neuchâtel. s. fruit, fruitier, fruitière* einzusehen ist. Man vergesse aber nicht bei glarnerischen Ortsnamen die tessinischen Entsprechungen: valverzasca.: *früć* 'affitto delle Covine', *früćâ* 'affittare del bestiame' (Keller); Cavergno *frücé* 'proprietario delle bestie che pascolano sull'alpe e son custodite del ⌜casaro⌝' (*ID 63*, 23) < FRUCTU 'Ertrag der Alp'. (Hinweise von Prof. Jud.)

[2] Cf. *VRom. 3*, 139–155. Die älteren Deutungen (cf. etwa O. SPRINGER, *Die Flußnamen Württembergs und Badens*, Stuttgart 1930, p. 56) sind durch Hubschmieds eingehende Darlegungen wohl endgültig erledigt. Auf der richtigen Fährte war schon JOST WINTELER: cf. *Über einen römischen Landweg am Walensee*, Aarau 1894, p. 9. – Die Grenze Rätiens oder die Churer Bistumsgrenze hat allerdings die Murg, entgegen Hubschmieds Vermutung (*op. cit.*, p. 140), zu keiner Zeit gebildet. Jene verlief in spätrömischer Zeit quer

mannen scheinen das Wort relativ früh (cf. Hubschmied, *loc. cit.*, p. 152) und, nach der Häufigkeit der Namen, wohl als Appellativ übernommen zu haben. Wahrscheinlich haben auch die seit dem 6. Jahrhundert auf dem Kerenzerberg seßhaft gewordenen Alemannen den größten Grenzbach gegen ihre östlichen rätoromanischen Nachbarn als *Murga* (so 1045 bezeugt) bezeichnet. Das unweit davon gelegene Alpgebiet, das oft genug Schauplatz bäuerlicher Fehden um Weiderechte zwischen Deutsch und Welsch gewesen sein mag, aber werden sie, mit einem germanischen Wort, im 6. Jahrhundert *MAIRJA- 'Landmark, Grenze' genannt haben[1]. Bedeutungsmäßig geben «Meeren» und «Murg» den gleichen Tatbestand wieder; die ganze Zone zwischen den beiden Bächen und ihren Tobeln muß altes Grenzland sein. Heute bildet der kleine Rotbach, ungefähr in der Mitte zwischen dem Meerenbach und dem Murgbach, eine markante Dialekt- und Kulturgrenze[2]. Ein

---

durch die Linthebene, etwa vom Gasterholz zum Benknerbüchel, dann am Südostrand des Tuggenersees gegen Reichenburg-Tafleten-Bürglen, diese im Früh- und Hochmittelalter mit unerheblichen Änderungen in der gleichen Gegend. Die nördliche Ostgrenze des alten Landes Glarus endlich verläuft erst seit etwa 1415 an der heutigen Stelle; gegen Ende des 14. Jahrhunderts war sie nur bis Filzbach vorgeschoben worden, vorher aber gehörte ganz Kerenzen zum Gaster, cf. BLUMER in *UGl. 1*, 424 und 456.

[1] J. U. HUBSCHMIED führt «Meeren» auf spätgall. *MARJĀNA zurück, cf. *loc. cit.*, p. 153. Diese Ableitung ist für einen Namen in unmittelbarer Nachbarschaft von *Murg*, das einen bedeutend ältern Lautstand des Gallischen repräsentiert, doch wohl etwas problematisch, um so mehr, als beide Namen in einem Gebiet liegen, das – an einer römischen Route gelegen – relativ früh romanisiert worden sein dürfte. Im entlegeneren Talhintergrund des Glarnerlandes sind derartige spätgallische Entwicklungen einleuchtender. Wir finden denn dort auch mehrfach den Namen *Märe* f., der von Hubschmied auf spätgall. *MORHJANA, *MARHJANA zurückgeführt wird. – Fast alle Bedeutungen von urkelt. *MORGĀ und seinen Abkömmlingen (Grenze, Steinhaufen, Mauer, steiler Abhang; Grenzgebiet) kommen übrigens auch den Vertretungen von urgerm. *MAIRJA- zu oder können sich sekundär daraus entwickelt haben.

[2] Cf. R. TRÜB, *op. cit.*, p. 174 ss. Der Ursprung dieser Grenze muß wohl teilweise in die Landnahmezeit zurückverlegt werden.

Nachhall alter nachbarlicher Berührung zwischen Alemannen und Romanen in dieser Grenzzone ist uns im Namen des Gehöftes Gubs in Oberterzen (1322 *Gups*, cf. *UGl. 1*, 158), woher die zahlreiche Familie der Gubser stammt, erhalten geblieben. Denn *Gubs* ist etymologisch auf aobd. CHUBISI '*tugurium*, Hütte' zurückzuführen[1]: da die Romanen jenseits der «Murga» den germanischen Reibelaut der Leute von «Chirchenzen» nicht aussprechen konnten, ersetzten sie ihn im Anlaut dieses entlehnten Wortes auf gleiche Weise, wie man es noch heute bei romanisch Sprechenden beobachten kann[2]. Das Appellativ ist in den deutschen Mundarten der Gegend spurlos untergegangen; wie «Rauti» verdankt der Typus die Bewahrung in Flurnamen alter Entlehnung ins Romanische[3]. Am Unterlauf des Meerenbaches künden der *ON Walenguflen* über dem westlichen Tobelrand und der das gegenüberliegende Gehänge bei der Geißegg bedeckende *Walchenwald* ebenfalls von einstiger Nachbarschaft der beiden Sprachgruppen. Dazwischen liegt in der Tiefe der Waldschlucht der wohl seit sehr alter Zeit benützte einzige Übergang dieses Siedlungsraumes über den Bach. *Walenguflen* scheint so etwas wie ein später churwelscher «Brückenkopf» gegen das alemannische Obstalden hin gewesen zu sein.

Germ. *MAIRJA-, dessen «lautgesetzliche» althochdeutsche Entsprechung wir als Etymon der Alpnamen «Meer» und «Meeren» zu erkennen glaubten, kann im Laufe der drei bis vier Jahrhunderte, während denen auf Glarner Boden alemannischer und romanischer Grundbesitz sich nachbarlich berührte und gemeinsame Grenzen besaß, auch in den bäuerlichen Wortschatz der Romanen gelangt sein. Wenn die Entlehnung schon vor der Kontraktion von germ. *ai* vor *r* zu *ǣ* (7. Jahrhundert), das erst im 8./9. Jahrhundert zu *ē* (**mēre*) erhöht wurde, erfolgte, blieb

---

[1] Cf. GRAFF, *Ahd. Sprachschatz 4*, p. 359.

[2] Cf. ZOPFI, *JHVGl. 50*, 75.

[3] Die im nähern und weitern Umkreis der Stadt St. Gallen gelegenen Örtlichkeiten *Gübsen*, *Göbsi*, *Göbse* usw. werden ihren Namen analogen Sprachverhältnissen, d. h. romanisch-germanischer Nachbarschaft, verdanken. Cf. K. STUCKI, *Orts- und Flurnamen von St. Gallen und Umgebung*, p. 297, N 2.

**mairja-* der lautlichen Fortentwicklung des Alemannischen – wie wir das bei germ. **rautî* in einem analogen Falle nachweisen konnten – für so lange entzogen, bis der Begriff nach erfolgter Entromanisierung (wohl zusammen mit der damit bezeichneten Sache) wiederum in die deutschen Glarner Mundarten, jetzt aber als eine Art «pseudoromanisches» Lehnwort, überging. Dieses Lehnwort lautete etwa **mair;* die genaue Qualität des Diphthongs, wie er sich bis zur Entromanisierung entwickelt hatte, ist unmittelbar nicht festzulegen. Wir besitzen immerhin einen Anhaltspunkt, der die Vermutung erlaubt, daß germ. **mairja-* bei den Glarner Romanen zu *mœu̯r* oder *mǫir* geworden war und in dieser Lautung dann – wahrscheinlich im Laufe des 9. oder zu Beginn des 10. Jahrhunderts – wieder in den deutschen Wortschatz gelangte. Der bereits kurz erwähnte Elmer Flurname «Pläus», womit die obersten Weiden der Alp Empächli am Fuße der *Plis*stöcke (in Elm auch «*Pläus*stöcke» genannt) bezeichnet werden, beruht nämlich, wie ich seinerzeit nachweisen konnte, auf älterem **plais, blais* < vorrom. *BLĒSE 'steile Grashalde zwischen Felsen'[1]. Diphthongierte Formen von *BLĒSE sind in der ennetbirgischen bündnerischen und sanktgalleroberländischen Nachbarschaft des Glarnerlandes stark verbreitet. In der Mundart von Brigels lautet der Diphthong *ǫi*, womit der Übergang von *ai* zu *œu̯* (in *plœu̯s*) durch eine Zwischenstufe angedeutet wird[2]. Die Elmer Lautung *plœu̯s* < *plais* läßt also wohl den Schluß zu, daß auch *MAIRJA- in romanischem Munde schließlich zu «meur» geworden ist (*mœu̯r* ist, wie eingangs gezeigt wurde, die bodenständige Lautung von Elm). – «Meur» läßt sich aber auch als Endglied der lautlichen Entwicklung erweisen, die sich ergab, wenn der germanische Grenzbegriff erst im Laufe des 9. Jahrhunderts, also in der Form **mēre*, in die Sprache der rätoromanischen Restbevölkerung der Glarner Täler übernommen wurde[3]. Denn in den

[1] Cf. ZOPFI, *JHVGl. 50*, 12 ss.

[2] Cf. MEYER-LÜBKE, *Gramm. d. roman Sprachen I*, p. 96 ss., § 77. – Zur schwankenden glarnerischen Aussprache des Diphthongs «eu», die mit Zeichen zum Teil nur unzulänglich wiedergegeben werden kann, cf. STREIFF in *Beiträge z. Schwzd. Gr. 8*, §§ 11 und 46, 3; ferner Verf. in *JHVGl. 50*, 13 N und 65 unten.

[3] Cf. BRAUNE, *Ahd. Gramm.*, § 43, N 2.

rätoromanischen Mundarten ist altes *ę́* und *ǫ́* (aus klass. lat. Ē, Ĭ, bzw. Ō, U) eben etwa seit dem 9. Jahrhundert fast durchwegs diphthongiert worden, was u. a. die bereits erwähnten Entsprechungen von vorrom. *BLĒSE zur Folge hatte. So konnte auch das Lehnwort ahd. **mēre* noch dieser rätoromanischen Diphthongierung unterliegen: ahd. *MĒRE > rätorom. **mair(e)* > *meur*, entsprechend der aus «Pläus» zu erschließenden Qualität des Diphthongs.

Das *Meur*-Problem hat damit, vor allem was die lautliche Seite der Etymologie betrifft – der begriffliche Aspekt soll noch eingehender geprüft werden –, eine Lösung gefunden, die sich wissenschaftlich wohl vertreten läßt. Völlige Evidenz wird, sofern die Quellengrundlage der Beurteilung sich nicht unverhofft verbreitert, kaum je zu gewinnen sein. *Meur* wäre also, wenn unser Versuch einer Etymologie zutrifft – wie verschiedene andere glarnerische Flurnamen und Appellative –, ein Produkt der Sprachmischung[1], die von dem bedeutenden bündnerischen

[1] Der Gesichtspunkt der Sprachmischung eröffnet möglicherweise auch auf das Problem der sogenannten diphthongischen «Zerdehnung» der langen Mittelzungenvokale *ę̄, ǭ, ǭ̈* > *ę̄ⁱ, ǭᵘ, ǭ̈ᵘ̈* in einigen Schweizer Mundarten eine neue Sicht. Die geographische Verbreitung dieser Erscheinung in spät entromanisierten Zonen der Alpen und Voralpen scheint mir bemerkenswert zu sein und würde wohl einmal eine vergleichende Untersuchung rechtfertigen. Geradezu «eingewurzelt» ist nach C. Abegg die Diphthongierungstendenz in Urseren, wo *leirər, eirịk* 'ehern' (cf. ahd. *êr*), *geirə FN* (zu ahd. *gêr* m.) usw. gesprochen wird, cf. *BSG. IV*, 8, 23 s., 33 und 88 in der Sprachprobe. Hierzu halte man die ebenso eingewurzelte rätoromanische Diphthongierung im angrenzenden Tavetsch. Einen nördlichen, heute isolierten Vorposten bildet dazu gleichsam das spät verdeutschte Gebiet von Weggis und Greppen am Südfuß der Rigi: *sēⁱ, xēⁱrə, ēⁱrlə, bēⁱrị*, cf. Fischer, *Der Stammsilbenvokalismus der Mda. des Luzerner Gäus*, p. 98. Weiter östlich folgen, wiederum inselhaft, Teile der schwyzerischen March, wo sowohl altes (ahd.) *ē* wie auch die durch jüngere Dehnung oder Kontraktion entstandenen langen *ę̄* leicht diphthongisch gesprochen werden, z. B. in Siebnen: *xę̄ⁱrə, sēⁱl* 'Seele', *tsēⁱrə* 'zerren' usw. (eigene Aufnahme); in gleicher Weise wird *ǭ* zerdehnt. Merkwürdig ist, daß die Erscheinung im benachbarten Gaster völlig zu fehlen scheint. Dafür ist sie im engeren St.Galler Oberland um so

Sprachforscher Robert von Planta einmal das «gewaltigste Agens aller Sprachentwicklung» genannt worden ist (*Lbl.* 1921, 123). Dem Ursprung nach aber darf glarn. *Meur* f. an die Seite jener ehrwürdigen Relikte und «Randwörter» gestellt werden, die in den deutschen Kernlandschaften längst untergegangen sind und nur noch in einzelnen Randgebieten der sprachlichen *Germania*, vielfach in kulturgeschichtlich und landschaftlich bedingten Bedeutungsvarianten, ihr Leben weiterführen. Samuel Singer hat solchen «verlorenen Worten», die im Umkreis der *Helvetia alamannica* aber erhalten blieben, in der Festschrift Albert Bachmann eine immer noch sehr anregende, leider aber (soviel ich sehe) seither von niemand systematisch weitergeführte Untersuchung gewidmet[1].

---

ausgeprägter, dessen Mundart ihr eigenartiges Gepräge vor allem durch sie erhält, cf. dazu neuestens R. Trüb, *Die Sprachlandschaft Walensee-Seeztal*, p. 47 ss. Dazu auch *BSG XIII*, § 35, N. Endlich bezeugt sie Bohnenberger für mehrere bündnerische Walserorte, so für Avers, Langwies (von Kessler, *Zur Mundart des Schanfigg*, p. 70, nicht bestätigt), Davos, Klosters, ferner für das große Walsertal und Lech im Vorarlberg; cf. *BSG VI*, p. 105, 107, 113. Erwähnenswert ist, daß das Walliser Heimattal davon unberührt ist, die südlichen piemontesischen Außenorte aber, besonders Alagna (*šnei*, *heir* 'Herr'), ebenfalls diphthongieren. Vereinzelte Zerdehnungen hat auch noch das untere sanktgallische und vorarlbergische Rheintal, cf. *BSG III*, § 36, 38, 54. In Appenzell kommt die Zerdehnung nach Vetsch, *BSG I*, § 89, nur bei gedehnten *e*, nie aber bei alter Länge vor. Als interessantes Relikt sei schließlich noch der Ortsname Geretswil *geirətšwīl* bei Goßau (St. Gallen) erwähnt, der in einem vermutlich längere Zeit zweisprachig gewesenen Gebiete liegt und schon 858 als *Keriniswilare* (Wartmann, Nr. 463) bezeugt ist; cf. K. Stucki, *Orts- und Flurnamen von St. Gallen*, p. 294.

[1] *ZDM 19*, 225–237. – Diese Liste «verlorenen» Wortgutes wird durch systematische Flurnamenforschungen wohl mit der Zeit noch stattlich vermehrt werden können. Als Beispiel, das mir aus meiner Sammlung der Elmer Flurnamen gerade zur Hand liegt, sei erwähnt die Benennung *Kleb*berge (1570 in Urk. *Klábberg*, in der Elmer Mda. *xlẹpẹ̄rg*) für mehrere Berggüter (*bẹ̄rg*) in Hintersteinibach, die durch ihre Lage auf einer «Egg» zwischen zwei markanten Bacheinschnitten ausgezeichnet sind. Im ersten Glied der Zusammensetzung lebt offenbar ahd. *klëb*, *klëp* 'promontorium, Vorgebirge, Bergvorsprung' weiter, ein im Oberdeutschen schon in

Daß germ. *MAIRJA- im Glarnerland außer im erstarrten Namen zweier Grenzalpen nur durch romanische Vermittlung, bzw. in romanischer Umformung «überleben» konnte, ist wohl zum Teil darauf zurückzuführen, daß altalem. *mêr(e) lautlich schon mittelhochdeutsch zusammenfiel mit *mēr* < ahd. MERI, MARI, das auch 'Sumpf' bedeuten konnte und in dieser Bedeutung als Flurbezeichnung möglich war. – Wie aber konnte der von den Glarner Romanen entlehnte Begriff germ. **mairja* 'Grenzzeichen, Grenze, Gemarkung' zur Bezeichnung des Mitte des 16. Jahrhunderts erstmals schriftlich erwähnten, jedoch als «von alterhar» bestehend charakterisierten Instituts der *Meur* = «von mehreren gemeinsam benützte Viehweide» werden? Diesem im engern Sinne kulturgeschichtlichen Problem, der semantischen Seite unserer Etymologie von altglarn. *meur*, seien abschließend noch einige Erörterungen gewidmet. Wir sind uns dabei bewußt, nur Vorläufiges bieten zu können. Denn die Quellenlage ist äußerst dürftig. Die bestehende sprachwissenschaftliche, volkskundliche und rechtsgeschichtliche Literatur ergibt, soweit sie mir zugänglich war, weder für das benachbarte St. Galler Oberland und Graubünden noch für die innerschweizerischen Bergkantone Anhaltspunkte für die Existenz einer analogen Institution. Die als «Meur» überlieferte Einrichtung scheint tatsächlich nur Glarus eigen gewesen zu sein. Hier fällt zunächst auf, daß nach dem Zeugnis der Flurnamen nur an vier Stellen des Landes solche Meuren bestanden zu haben scheinen. Aus den Verordnungstexten des Alten Landsbuches ist freilich über die geographische Streuung nichts zu vernehmen, sie sind so abgefaßt, als ob es sich um eine allgemeine

---

ahd. Zeit eher spärlich bezeugtes Wort (cf. GRAFF, *Ahd. Sprachschatz 4*, p. 546), das aber am Nord- und Nordwestrand der Germania seit alter Zeit sehr lebenskräftig war: cf. ags. *clif*, engl. *cliff* 'Klippe', anord. *klif* n., mndl. *klif*, *klef* usw. Daß die in den nördlichen Küstengebieten vorherrschenden Bedeutungen 'Düne, Dünenreihe, ins Meer vorspringende Klippe' im südlichen Bergland etwa zu 'Egg, Bühl' o. ä. werden, leuchtet ein. Norw. *klev* 'steiler Hügel mit beschwerlichem Zugang' (cf. FALK-TORP, I, 531) schildert anderseits aufs beste auch das Elmer Gelände, wie es sich vom Tale her darbietet. Im weiten Zwischengelände zwischen Nord und Süd scheint das Wort heute verloren zu sein.

Institution im Bereiche der Weide- und Alpwirtschaft gehandelt hätte. Da das glarnerische Landsbuch bis 1861 eine Verordnung über die Meuren weiterführte (siehe oben p. 296), müßte man bei Voraussetzung einst weiterer Verbreitung annehmen, daß im Zeitraum der letzten 90 Jahre bis auf die erhaltenen vier Komplexe jede Spur davon verschwunden wäre. Dies scheint mir im Hinblick auf die sonst allgemein zu beobachtende, vielfach über Jahrhunderte sich erstreckende Kontinuität der Flurbezeichnungen recht wenig wahrscheinlich zu sein. Man wird vielmehr zur Annahme gedrängt, daß die Verordnungen des Landsbuches sich stets nur auf die vier im Namen noch nachweisbaren *Meur*-Komplexe bezogen, welche somit nicht zufällige Relikte eines geographisch einst ausgedehnteren alten Bestandes darstellen, sondern diesen selbst repräsentieren würden. Dem Umfang nach freilich stellen die heutigen Meuren nur noch Reste dar, was übrigens schon aus dem rechtlichen Charakter der ehemaligen Institution gefolgert werden kann, welche die «Absonderung» einzelner Teilhaber erlaubte. Tatsächlich weisen im Umkreis der Meuren charakteristische Flurnamen darauf hin, daß früher solche «Auszäunungen» erfolgt sein müssen. Erwähnt seien der *Bifang* (cf. *SchwId. 1*, 856 s.) in der Nachbarschaft des «Mäuer Berges» auf den Ennetbergen; *Zun*, *Faden* (cf. *SchwId. 1*, 671 s.), *Lassingen* (cf. Verf. im *JHVGl. 50*, 64 und N 2) im Umkreis der Meur oberhalb Mitlödi; *Zündli*, *Märchtli* (< ahd. MARKA) und zahlreiche mit *-weid* zusammengesetzte Flurnamen rings um die ehemalige Meur im Untertal bei Elm. Beim größten erhaltenen Meur-Komplex oberhalb Beglingen führen die verschiedenen Unterabteilungen alle noch heute den ursprünglichen Namen, wobei die Teilung durch mehrfache Diminutive des Grundwortes angedeutet wird (siehe oben p. 297).

Wenn unsere Annahme zutrifft, daß die in heutigen Flurbezeichnungen nachweisbaren Meuren nicht einen zufällig erhalten gebliebenen Restbestand darstellen, sondern die ursprünglichen Verhältnisse überliefern, dann lassen sich aus ihrer geographischen Lage ein paar wesentliche Gesichtspunkte zur Erhellung der Bedeutungsgeschichte des Wortes gewinnen. Alle vier glarnerischen Meur-Komplexe liegen in Regionen, deren Flur-

und Ortsbezeichnungen darauf hinweisen, daß dort einst Alemannen und Romanen mit ihrem Grundbesitz sich nachbarlich berührten. So finden wir mitten in der Meur, die am alten Wege von Beglingen nach Filzbach lag (cf. oben p. 289, 297), das Berggut «Weltschenbühl»: ein Hinweis, daß dort noch Welsche, Romanen, wirtschafteten, als im benachbarten Beglingen bereits Alemannen saßen. Die Meur bei Elm lag unweit der noch ins ganzjährig bewohnbare Berggebiet herabreichenden heutigen Unterstäfel der Alpen Gamperdun und Ramin (cf. oben p. 290 s.): die Lautung dieser beiden Namen verrät ihre relativ späte Übernahme ins Deutsche. Während so die Berggüter und Alpen rings um das Untertal wohl das letzte Refugium der Elmer Romanen bildeten, lagen auf der linken Seite des Sernf, im Obmoos, oben «im Wald», auf dem Moltboden, im Tristel und an den sanften Hängen von Hintersteinibach die frühen Siedlungsgebiete der Alemannen. Die darüberliegenden Alpen tragen durchwegs deutsche Namen; überragt werden die grünen Triften vom großen «Stein», dem *Chärpf* (< rätor. *crap*), der höchsten Erhebung zwischen Groß- und Kleintal. Die Meur auf den Ennetbergen liegt im Vorfeld von Mullern, wo die Mulliner, die Bewohner des erst spät germanisierten Taldorfes *Mullis* (Mollis) < MOLLIA ihre Sommersiedlung hatten. Die Meur ob Mitlödi endlich, im Bereiche jener ehemaligen Wüstung in altem Bergsturzgelände gelegen (Mitlödi = die alte Mittel-«Ödi»), welche heute noch als Grenzzone zwischen der Südgruppe und der Nordgruppe der glarnerischen Mundarten nachwirkt[1], bildete vermutlich einst den Südsaum des talseits gelegenen Wirtschaftsgebietes der vorgermanischen Siedlung in der Gegend des heutigen Hauptortes Glarus[2]. In der Nähe dieser Meur finden wir das alemannische Gehöft Baldelingen (so Anf. 14. Jahrhundert), im weiteren Umkreis den Hof Däniberg (Anf. 14. Jahrhundert «ze Tenniberg, dem dorffe») und verschiedene Rüti.

Die Meuren lagen also offenbar in Grenzzonen des durch die

---

[1] Cf. R. TRÜB, *Beiträge zur Sprachgeographie und Sprachgeschichte des Glarnerlandes*, *JHVGl. 55*, 260 s.

[2] Glarus ist seit dem 9. Jahrhundert in lateinisch geschriebenen Urkunden als *Clarona* bezeugt. Zur Etymologie cf. neuerdings J. HUBSCHMIED im *JHVGl. 53*, p. XIII s.

starke Expansion der alemannischen Neusiedler allmählich immer mehr eingeengten Grundbesitzes der keltoromanischen Altbevölkerung des Glarnerlandes[1]. Man darf wohl vermuten, daß die Romanen, welche immer größere Teile ihres früher so extensiv benützten Wirtschaftsraumes an die Alemannen verloren, dadurch gezwungen wurden, in der Zone der Hochwälder, aber auch in der Wildnis der Staudenregion und in Schachenwäldern selber Neuland zu erschließen, wenn sie sich behaupten wollten. Dabei nahmen sie sich die intensive Rodungstätigkeit ihrer neuen Talgenossen zum Vorbild. (Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß im Glarnerland vordeutsche Rodungsnamen nur sporadisch zu belegen sind.) Es war – wie noch die heutige Lage der Meuren erweist – nicht ausgesprochen günstig gelegenes Land, das hiefür noch zur Verfügung stand, weil die Alemannen die meist sonnigen und gut bewässerten Schuttkegel der Talflanken bereits in Rodung genommen hatten. Daß die Romanen ihre eigenen neuen Rodungen, deren besonderes Kennzeichen, wie wir nachzuweisen versuchten, die Grenzlage gegen den alemannischen Besitz war, mit dem germanischen Lehnwort **mairja* (oder, bei späterer Entlehnung, *MĒRE > **mair, meur*) bezeichneten, dessen okkasionelle Bedeutung als «Grenze, Gemarkung», vielleicht sogar «Grenzmark», zumindest den auf dem Kerenzerberg und im hintern Sernftal noch wohnenden Romanen durch die Namen der Alpen *Meeren* und *Meer* geläufig war, mag einleuchten. Bei Auseinandersetzungen um Grund und Grat, wie sie zwischen Deutsch und Welsch mit der Zeit wohl unvermeidlich wurden, stand der Begriff 'Grenze' stets im Vordergrund: es galt für die Romanen, den eigenen Besitz gegen die in Entstehung begriffene und sich immer weiter ausdehnende alemannische Allmende abzugrenzen. Die Rodung der *Meuren* wird durch Gemeinwerk erfolgt sein. Als dann mit der Zeit die noch bestehenden romanischen Kleinsiedlungen von den umliegenden alemannischen Dörfchen, den späteren Tagwen, absorbiert wurden und schließlich gar die Taldörfer des Unterlandes entromanisiert waren, scheint jenes gero-

[1] Über die ältesten Niederlassungen der Alemannen in den Glarner Tälern und ihre mit Rodungen verbundene frühe Siedlungsexpansion cf. ZOPFI, *Die Namen der glarn. Gemeinden*, p. 60ss. und p. 87s.

dete Land der *Meuren* – gleichsam als letztes Zeugnis früherer Eigenständigkeit der ursprünglichen Besitzer – im Gemeinbesitz ihrer Nachfahren geblieben zu sein. Jedenfalls wurde es nicht zur alemannischen Allmende geschlagen, weil es ja bereits korporatives Privateigentum war. Späterer Zeit blieb es vorbehalten, den Austritt der einzelnen *Meur*-Genossen und die damit verbundenen Pflichten gesetzlich zu regeln. – Wenn wir so die Meuren vor dem allgemeinen Hintergrund der speziellen glarnerischen Siedlungsgeschichte betrachten, so weit diese durch Untersuchungen an anderem Namenmaterial bereits aufgehellt ist, und insbesondere ihre geographische Lage damit in Beziehung setzen, dann ergibt sich, wie mir scheint, eine einigermaßen befriedigende Erklärung der auf den ersten Blick ja keineswegs zwingend erscheinenden Bedeutungsentwicklung von germ. *MAIRJA zu altglarn. *meur* im Sinne von 'Gemeinweide außerhalb der Allmend'. Ob auch in späterer Zeit genossenschaftliche Rodungsgebiete in Analogie zu den alten *Meuren* mit dem gleichen Namen bezeichnet wurden, bleibe dahingestellt.

Meine Darlegungen zur bedeutungsgeschichtlichen Seite der Etymologie von *Meur* mußten sich notgedrungen im Bereich des Hypothetischen bewegen und können bestenfalls heuristischen Wert beanspruchen. Dennoch glaubte ich sie nicht unterdrücken zu sollen, um einmal an repräsentativer Stelle möglichst umfassend auf das nicht nur sprachliche, sondern auch wirtschafts- und rechtsgeschichtliche Problem der glarnerischen Meur aufmerksam zu machen. Vielleicht hat die einschlägige Forschung in den alpinen Nachbargebieten des Glarnerlandes – ich denke besonders an das St.Galler Oberland und an Graubünden, wo die Arbeiten zum Kommentarband des Rätischen Namenbuches im Gange sind – auch noch ein Wort dazu zu sagen. Denn immer noch steht die glarnerische Meur wie ein erratischer Block – und eben darum so manche sprachliche und kulturhistorische Rätsel aufgebend – einsam auf der Namenflur des im Laufe der Jahrhunderte der *Helvetia alamannica* aus der alten *Helvetia romanica* zugewachsenen Gebietes.

Langnau (Bern). *F. Zopfi.*